

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weineck in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.
Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Henry riß die nur mit der Klinte geschlossene Thüre auf und trat hastig in den dunklen Flur, dann in das Zimmer. Wohl bekannt mit der Vertikalität suchte er in einem Winkel nach dem Feuerzeug. Doch er fand es nicht, wohl aber bemerkte er bald die große Unordnung, welche durch das etwas gewaltsame Aufräumen des Limburgers in der Wohnung entstanden war. Noch durchschritt er die zweite Stube und bei dem matten Mondenlicht vermochte er auch hier die Veränderungen, besonders das Fehlen des Altarschränkchens zu sehen. Er wußte genug, wenn er sich auch nicht zu erklären vermochte, wie sein Vater und Louise im Stande gewesen, einen solchen umfassenden Auszug zu bewerkstelligen. Er sagte zu dem ängstlich seinem Thun folgenden Altheim:

„Alles Suchen ist vergebens, Herr von Altheim. Mein Vater und Louise sind fort. Mein Leben ist bedroht, der Herzog läßt auf mich fahnden, wie sie vielleicht wissen werden! Auch die Meinigen schwebten in Gefahr. Ich vermochte sie in vergangener Nacht zu warnen, und so werden sie denn schon heute morgen den Louisenhof für immer verlassen haben, jetzt schon weit und in Sicherheit sein. Hoffentlich haben sie mir eine Nachricht hinterlassen, wohin sie sich gewendet, nach dieser müssen wir suchen und uns vor allen Dingen Licht verschaffen.“

Für Herrn von Altheim mußte diese Mittheilung recht niederschlagend gewesen sein, denn er fand als Antwort nur einen Seufzer, der sich hörbar seiner Brust entrang. Doch Henry handelte bereits. Er war nach der kleinen Küche gegangen, wo er auch glücklich das zweite Feuerzeug gefunden, nun Licht machte und ein kleines Dellämpchen anzündete,

mit dem er in die Wohnstube und zu Herrn von Altheim zurückkehrte.

Jetzt blieb den beiden jungen Leuten kein Zweifel mehr, daß die Bewohner des Louisenhofes mit Sack und Pack geflohen, denn die Unordnung in den Räumen war eine solche, wie sie nur durch eine hastige Flucht hatte entstehen können. Doch kein Zettel, kein Nachweis über das Ziel der Flucht vermochten sie zu finden. Letztere war wirklich zu hastig gewesen und der Vater hatte nicht daran denken können, dem Sohne eine solche Nachricht zu hinterlassen. Ueber eine Stunde suchten Beide, kein Winkel, kein Möbel blieb verschont, doch Alles war vergebens, sie fanden nichts. Da endlich löschte Henry das Licht aus und sagte:

„Jede weitere Mühe ist umsonst, wir müssen uns fügen und auf die nächste Zukunft vertrauen, die uns schon Nachricht über die Entflohenen bringen wird. Auch ich muß nun fort von hier, ein längeres Verweilen könnte gefährlich für mich werden, denn der Herzog hat fast seine ganze Armee aufgeboten, mich zu fangen. Finden sie mich in der Karlslust nicht, dann werden sie gewiß auch hier nachsuchen und dürfste somit auch für Sie der Aufenthalt in dem Louisenhofe gefährlich werden. Deshalb entfernen Sie sich ebenfalls und so bald als möglich, es wird das beste und sicherste sein.“

Herr von Altheim war recht traurig geworden. Die Richtigkeit der Worte Henry's sah er ein, doch zugleich auch seine schönsten Hoffnungen zertrümmert. Doch ermaunte er sich und folgte Jenem hinaus vor das Haus.

„Wohin gedenken Sie sich zu wenden?“ fragte er Henry.

„Mein Weg führt mich weit weg von hier,“ antwortete dieser ausweichend. „Doch bin ich in vier oder sechs Wochen, so Gott will, wieder in der Pfalz. Sagen Sie mir, wo ich Sie finden kann, um mir bei Ihnen Nachricht über die Meinigen zu holen, oder — Ihnen, wenn ich es vermag, zu geben.“

„Bei Biesmengen, an der Lothringischen Grenze, liegt ein Hof, ein kleines Herrenhaus mit Gärten und Ackerland, es ist mein Erbe. Dort werde ich von nun an wohnen und mich mit der Bewirthschaftung meines Eigenthums beschäftigen. Ich werde indessen nichts unversucht lassen, um die Spuren der Entschwundenen aufzufinden und hoffe bestimmt, Ihnen bei ihrer Rückkehr gute Nachrichten geben zu können.“

„Gut! Ich werde bei Ihnen einkehren, denn mein Weg geht vorerst nach Lothringen. Doch kommen Sie, die Zeit drängt.“

„Ziehen Sie weiter, so biete ich Ihnen mein Pferd an,“ sagte Altheim, sein Thier am Zügel haltend.

„Ich danke Ihnen! Am Fuße des Berges finde ich einen Gaul, tüchtig zu meiner Reise.“

Herr von Altheim hatte sein Pferd bestiegen und Beide verließen nun den Louisenhof. Henry leitete den Gaul durch das ihm bekannte Dickicht, durch den Wald, bis sie eine Straße erreichten, welche abwärts in die Ebene führte.

Hier nahm Altheim das Gespräch wieder auf.

„Vertrauen Sie mir, Henry,“ sagte er. „Ich rechne mich ja zu den Ihrigen und kann Ihnen vielleicht nützlich sein. Was haben Sie vor, wohin geht Ihre weite Reise?“

„Nach Westen, wo die Sonne untergeht,“ sagte Henry mit einem eigenthümlich erregten Blick in die Ferne, „doch wo uns auch ein neues Licht aufgegangen, das eine neue, bessere Zeit verkündet und uns bringen wird.“

„Sie wollen nach Frankreich, nach Paris!“ rief Altheim überrascht und fast ängstlich, „dort wohl Theil an den revolutionären Bestrebungen nehmen, welche das Nachbarland so furchtbar aufzuregen begonnen?“

„In den Reihen des Volkes will ich kämpfen gegen seine Unterdrücker und für unser Aller Freiheit.“

„Ein schöner Gedanke! — wenn er sich verwirklichen sollte.“

„Er wird es, wenn Jeder nach Kräften in seinem Kreise dafür wirkt. Auch uns, unserer armen Pfalz, wird dann die Freiheit tagen.“

„Ich theile Ihre Hoffnungen nicht, doch werde ich in meinem beschränkten Kreise handeln, als ob für die Meinigen die neue Zeit, von der Sie träumen, schon angebrochen wäre. Gerechtigkeit, strenge Ordnung, sollen sie herbeiführen: sie allein nur vermögen es, wilde Ueberstürzung wird nie zu solchem Ziele führen. Dies bedenken Sie, Henry.“

„Nimmer glaube ich, daß unsere entsetzlichen Zustände sich in Güte werden ändern lassen. Nur Gewalt kann uns helfen.“

„Gewalt kann nur zerstören, nimmer Neues und Gutes schaffen.“

„Handeln Sie auf Ihre Weise und lassen Sie mich meine Wege gehen. Bei meiner Rückkehr werde ich ja sehen, was Sie erreicht haben. Ist nur Ihr Wollen wahr und fest,

so soll mir auch der Adelige als Mitstreiter in dem heiligen Kampfe — und als Bruder willkommen sein!“

„Ich danke Ihnen, Henry, für dies gute Wort. Unsere Ziele werden dieselben sein, wenn auch nicht unsere Wege, es zu erreichen. Doch will ich hoffen, daß wir die richtigen finden und vereint wandeln werden.“

Sie waren am Fuße des Berges, bei den Bruchwiesen, angelangt. Da trat aus dem Saume des Waldes eine dunkle Gestalt hervor, die ein Pferd am Zügel hielt und es, ohne ein Wort zu sagen, dem nächtlichen Wanderer vorführte.

Henry bestieg das Pferd und, während der Mann wieder in dem Walde verschwand, ritten die beiden Reiter durch den Bruch, in der Richtung nach Homburg, davon.

Siebenzehntes Kapitel.

Sonntag. — Verschiedenartige Einzüge.

Den Freitag hatte der Herr des Karlsbergs getreu seinem Wochenprogramm verleben können, doch sein Hof war sich an diesem und dem folgenden Tage selbst überlassen geblieben. Ob die Lebenslustigen von dieser Freiheit Gebrauch gemacht und den Göttern der zwei letzten Wochentage des Zweibrücker Hoffkalenders in gewohnter Weise geopfert, dürfte indessen zu bezweifeln sein, denn der Schluß des Jovis-Festes war ein so furchtbarer gewesen, daß die zwei Tage kaum hinreichen wollten, die Folgen zu beseitigen und die dem Verderben glücklich Entkommenen nur in etwas zu beruhigen. Der so plötzlich über die lustige Gesellschaft hereingebrochene Feuerregen hatte wirklich seine Opfer gefordert, mehrere Personen, darunter zwei der armen, leicht gekleideten Nymphen, waren entsetzlichen Brandwunden erlegen, Andere erlitten, wie Destner es mit trockenen Worten seinem Herrn gemeldet, schwere Verletzungen. Dem ebenso theilnahmlosen Befehl des Herzogs gemäß waren diese Spuren des Unfalls jedoch schon am Freitag beseitigt worden: die Todten hatte man kurzer Hand begraben, die Schwerverwundeten nach Homburg in das dortige Schloßchen geschafft, wohin die gestürzte Schönheit, Frau Juliane von Ejebeck, sich schmollend zurückgezogen — um den richtigen Zeitpunkt ihres Wiedereinzugs auf dem Karlsberg abzuwarten, der ganz gewiß kommen würde, wie sie meinte.

Von dieser Ueberstiedelung in das Homburger Schloß-lazareth, die einer Verbaumung gleichkam, hatte sich ausgeschlossen, wer nur einigermaßen im Stande dazu gewesen. Wer früher mit seinen erhaltenen Brandwunden und anderen Verletzungen, und waren sie noch so unbedeutend, gleichsam geprahlt, um Mitleid, Interesse zu erregen, verbarg seine Schäden nun, nachdem der herzogliche Befehl bekannt geworden, so sorgfältig als möglich. Niemand wollte mehr verletzt oder gar krank sein, galt es doch, am nächsten Sonntag dem Einzuge des Allergnädigsten beizuwohnen und der neuen offiziellen Sonne des Karlsberges die gebührende Huldbildung darzubringen, nebenbei auch Theil an dem gewiß seltenen, herrlichen Feste zu nehmen, das gleich nach dem Einzuge beginnen würde. Wer konnte da krank sein? Kaum eine Stunde nach dem Bekanntwerden des hohen Befehls,

der Abfahrt der wenigen Wagen nach dem Friedhof und dem Homburger Schloßchen waren die Bewohner des Karlsbergs so gesund und so munter, als ob ihnen nie etwas Unangenehmes passirt sei, wenn manche von ihnen auch die Zähne zusammenbeißen mußten über verheimlichte, tückisch-schmerzende Brandwunden. Trohdem kam keine Fröhlichkeit auf; man pflegte, schonte sich, bereitete sich vor auf die gewiß aufstrengenden Freuden des Sonntags und des beginnenden neuen Regimes.

Hatte der gewandte Forstmeister Destner auch diesen Befehl seines Herrn äußerst schnell und zufriedenstellend zur Ausführung gebracht, mit dem zweiten war er minder glücklich gewesen. Beinahe die ganze Armee war aufgeboten worden, um den flüchtigen Hochverräther zu fangen, doch nicht das Geringste wurde erreicht. Die Kavallerie unritt Tag und Nacht die Karlslust, die Grenadiere durchsuchten unter Destner's direkter Führung den ganzen Park, kein Zelt, keine Hütte, kein Gebüsch und keine Grotte, nicht einmal die Höhlen und Ställe der Thiere blieben undurchsucht, die geheimsten Winkel würden durchstöbert, doch von dem Flüchtling ebenso wenig eine Spur gefunden, wie von dem vielen gestohlenen Silberzeug, das sich doch auch in der Karlslust befinden mußte.

Auch der Fang des Alten vom Louisenhof und seiner Tochter war mißglückt; am Nachmittage waren die drei ausgesandten Grenadiere wieder nach dem Schlosse zurückgekehrt und hatten dem wetternden Forstmeister weiter nichts geben können, als — ein Spinnrädchen und die Gewißheit, daß der wilde Jäger sie gesoppt. Nun wurde nach diesem gesucht, doch auch der Limburger war und blieb verschwunden, wie der alte Dümmler.

Im Laufe des folgenden Samstag's wurde Destner denn auch noch die Gewißheit, daß Henry Dümmler glücklich entkommen. Ein Zigeuner nahte sich ihm in der Karlslust, warf sich zu seinen Füßen und bekannte zitternd, daß er in der Nacht des vergangenen Donnerstags einen Menschen in grünem Habit gesehen, der die Plankenwand der Karlslust erstiegen und, bevor es zu verhindern gewesen, drüber im Walde verschwunden sei. Furcht vor dem gestrengen Herrn Forstmeister habe ihn abgehalten, dies früher anzuzeigen, doch könne er nicht länger schweigen, da er erfahren, welcher ein großer Verbrecher der Flüchtling gewesen.

Troh dieses reumüthigen und wichtigen Bekenntnisses ließ der wüthende Forstmeister dem geschickt abgerichteten armen Teufel eine furchtbare Tracht Prügel verabreichen, die der Zigeuner so lärmend als möglich hinnahm. Doch die Prügel halfen nichts, der Flüchtling war fort und sein Verfolger hatte das Nachsehen.

Destner war außer sich vor Zorn; er durfte seinem Herrn in der Eremitage ja nur dann nahen, wenn er den Fürsten-Mörder eingefangen. Nun mußte er dem geheiligten Orte fern bleiben, wie jeder andere gewöhnliche Bewohner des Karlsberges. Dafür aber trat er am nächsten Sonntag dem Allergnädigsten selbst wie ein Verbrecher entgegen, der es nicht verstanden, die Befehle seines Gebieters, und noch dazu so hochwichtige, auszuführen. Der Herzog konnte ihm dies nie verzeihen, das fürchtete der gewandte und jetzt zerknirschte Hofmann nur zu gut.

Ein Wendepunkt war in seinem Hofleben eingetreten, und sonderbar! gerade in dem Augenblick, wo er geglaubt, die Zügel des Ganzen durch die junge Schöne, welche durch ihn Herrscherin geworden, in die Hände zu bekommen. Auf alle Fälle war es eine böse Vorbedeutung. Solche Gedanken, die sich immer mächtiger in der Seele des finsternen, brütenden Mannes entfalteten, quälten ihn endlich mehr, als der Mißerfolg selbst oder die ihm verschlossen bleibende Thür der Eremitage. —

Auch der Samstag war vorübergegangen, still, wie noch nie, und der Sonntag, die Stunde des Einzuges, des Aufganges der neuen Sonne des Karlsbergs, kam heran.

Die verschiedenen Hofstäbe hatten Zeit genug gehabt, zu konferiren, ein Programm, des großen Augenblickes würdig, zu entwerfen. Der Herr Intendant der menus plaisir, dessen Gewissen bezüglich des Unfalls bei dem Jovis-Feste nicht ganz rein war, ging in seinem loyalen Eifer so weit, die Geistlichkeit mit Kirchenfahnen, Kreuz, brennenden Lichtern und Weihrauch zu dem feierlichen Einzuge, oder vielmehr der Einholung des hohen Paars, heranziehen zu wollen, doch der noch einigermaßen menschlich denkende Herr Gans von und zu Schellhorn schlug diese Idee glücklich aus dem Felde. Dafür aber sollten die Glocken des Karlsberges und der Homburger Kirchen läuten und die sämmtlichen drei Regimenter in Paradeuniform mit wehenden Fahnen Spalier bilden. Die goldene Staatskarosse, in welcher Kaiser Joseph der Zweite nach dem Karlsberg geführt worden war, mit den sechs prachtvollen Isabellen, mit ihren Panachen und dem rothsammeten Geschirr, durften natürlich nicht fehlen. Noch andere ähnliche und passende Herrlichkeiten wurden beschloffen und vorbereitet — nur kein Feuerwerk! — und so hatte man denn beruhigt dem feierlichen Augenblick entgegensehen können. Der Herr wird mit seinen Getreuen zufrieden sein.

Auch an anderen Orten war man nicht müßig geblieben. Die drei Musikchöre hatten an entlegener Stelle im Walde ganz neue und herrliche französische Musiken probirt, die Virtuosen sich auf ihren Instrumenten eingeübt; die übrig und gesund gebliebenen filles d'honneur tanzten mit ihrem Pariser maitre de ballet um die Wette, und Tag und Nacht schneiderte Mutter Agnes mit ihren Helfershelferinnen, um für das neue Festballet des Abends funelnagelneue Kostüme nach echt Pariser Mustern fertig zu stellen. Die Köche kochten und schmorten, malträdirten förmlich ihre Töpfe, Pfannen und Kasserole; die Küfer füllten ihre schier zahllosen Flaschen mit dem Besten und Edelsten ihrer Keller; die Diener putzten ihr Silberzeug, schmückten die Säle — ein Eifer gab sich bei Allem kund, würdig des großen, einzigen Moments, den der Karlsberg in seinen Annalen zu verzeichnen haben wird!

Die Stunde ist endlich gekommen.

Vor der Eremitage hält eine lange, lange Reihe von Wagen aller Art; das Beste, was die herzoglichen Remisen die Marställe haben, ist an's Tageslicht gezogen, zum Glanz des Einzuges aufgeboten worden. Kutscher, Lakaien und Kofse sind glänzend geschmückt und in den Wagen thronen die Damen und Herren des Hofes, alt und jung, in ihren prächtigsten Gewändern, ihrem reichsten Schmuck. An der

Spitze des Zuges und vor dem Thore des seltsamen Hauses befinden sich zwei vergoldete Karossen, die erste mit den sechs wunderbar schönen Isabellen bespannt und für den Herzog und seine Götin bestimmt, die zweite gehört den drei glücklichen Hoffräuleins Elsa's. Vor der Hauptkarosse und an der Spitze des ganzen Zuges sind die Läufer mit ihren goldknäufigen Stäben aufgestellt, dann kommen die drei Musikhöhre, die Fahnenträger der Regimenter, und endlich mehrere Ehrenkavaliere und der Herr Oberhof- und Ceremonienmeister zu Pferde. Diesen Herren ward das große Glück zutheil, den Herzog und Elsa abholen und nach ihrer Karosse geleiten zu dürfen; sie haben bereits die Schwelle des Heiligthums überschritten und ihre hohen Funktionen angetreten.

Zu beiden Seiten der Straße, welche sich hinter den Gebäuden hinzieht, diese umsäumt, dann in die große Allee vor den Palästen mündet, sind die drei Regimenter in ihrer Paradeuniform aufgestellt; ihre Reihen reichen bis in das Schloß, und der Herzog wird sich an dem Anblick seiner schmucken Krieger erfreuen können, bis er die Stufen seines Palastes betritt, wo ihn dann wieder ein Spalier seiner hübschen, gepuzten alles d'honneur empfängt. Der Herr Oberhof- und Ceremonienmeister versteht sein Geschäft, sein Herr darf stolz auf ihn sein! —

Da ertönt plötzlich die Glocke der Eremitage. Es ist das Zeichen, daß der Herzog und die neue Beherrscherin seines Herzens die Eremitage verlassen, sich den Blicken ihrer Getreuen zeigen werden.

Die Thorflügel des geheimnißvollen Aufenthaltes fliegen auf, Sakaien stürzen heraus; ein lautes „Ah!“ der unendlichen seligen Befriedigung wird in allen Wagen laut; die Hälse recken sich allenthalben, die Musik setzt mit schmetternden Tönen ein und majestätisch, mit strahlendem Gesichte, diesmal eine riesige gepuderte Staatsallonge auf dem hochehrwürdigen Haupte, schwenkt Herr Niklas Ganz von und zu Schellhorn, den goldenen Stab in der Hand, zum Thore hinaus. Er tritt auf den Schlag des Wagens zu, den die Sakaien aufgerissen haben und, diesen mit der linken haltend, erwartet er stolz, im Bewußtsein seines Amtes, seiner Würde und seines herrlichen Programms, das hohe Paar.

Der Herzog erscheint. Er führt Elsa an der Hand, deren goldbrokatene Schleppe die drei Ehrenfräuleins von Scharfenek, von Bosberg und die junge Reichsgräfin von Grehweiler tragen.

Herzog Karl ist jugendlich gepuzt, er giebt sich auch sichtlich größte Mühe, es zu scheinen, was ihm jedoch nur halb gelingt; er trägt sogar, dem Augenblick zu Ehren, den grand cordon sammt Brillantstern. Dagegen strahlt Elsa in einer wunderbaren Schönheit. Die prachtvolle Robe von Goldbrokat, mit Spitzen in verschwenderischer Fülle besetzt, der reiche Schmuck von blitzenden Steinen in dem schwarzgelockten, immer noch ungepuderten Haar, um den entblößten vollen Hals, heben ihre natürlichen Vorzüge in überraschender Weise. Doch sonderbar! Durch die Steine des Colliers schimmert eine kleine Goldmünze an einem schmalen rothen Bändchen, die gar nicht zu dem übrigen Schmuck passen wollen. Es muß wohl ein Amulet sein, sonst hätte die eitle Schöne den kleinen goldenen Pfennig gewiß schon längst abgelegt, besonders da das Bändchen eine scharfe rothe und

häßliche Linie um den Hals zieht. Es war vielleicht auch nur eine Laune, und jetzt denkt Elsa nicht mehr daran, denn ungehindert giebt sie sich dem schönen Augenblick hin.

Feuriger strahlt ihr Auge und bezaubernd wirkt das frohe Lächeln des kleinen, allerliebsten Mundes, wenn es auch noch immer die frühere Schalkhaftigkeit und Keckheit kündigt. Doch ihre Haltung ist eine andere, stolzere geworden; es ist, als ob das junge Weib sich ihrer neuen Stellung, wenn auch vielleicht nicht im richtigen Sinne, bewußt wäre. Außerst freudig, doch den schönen Kopf nur merklich senkend, grüßt sie nach allen Seiten, die Huldigungen erwidern, welche ihr vom Hofe, von den Offizieren enthusiastisch dargebracht werden.

Zu Wahrheit! eine solche Herrscherin hat der Karlsberg noch nicht gehabt, in ihr scheinen sich alle bezaubernden Eigenschaften zu vereinigen, welche ihre Vorgängerin kaum einzeln besaßen!

Elsa und der Herzog, die drei glückseligen Ehrenfräuleins haben ihre Karossen, Herr Ganz von Schellhorn und die Ehrenkavaliere ihre Pferde bestiegen. Ein Kanonenschuß ertönt und nun beginnen andere Glocken, auf dem Karlsberg, in Homburg, zu läuten und der Zug setzt sich langsam durch die Reihen der Soldaten in Bewegung.

Wieder grüßen die Offiziere, an denen das Paar vorüberfährt, mit ihren Degen und Säbeln.

Wer ist der Offizier, den Elsa überrascht mehrmals mit einem ganz anderen, überaus freundlichen Lächeln und einem mehrmaligen, recht vertrauten Nicken des Hauptes grüßt, in einer Weise, daß sogar der junge Krieger erröthet?

Viele haben es mit Staunen bemerkt, auch der Herzog, und stellen sich diese Frage, der jedoch sofort auch die Antwort und noch ganz andere Fragen folgen.

„Scharfenek!“ murmelte der Herzog überrascht zwischen den Zähnen, und verstohlen trifft ein böser Blick das schöne Weib an seiner Seite. Doch sein Antlitz hellt sich sofort wieder auf, als Elsa ihn schelmisch lächelnd anschaut und ihm wohl etwas Schalkhaftes, auf alle Fälle etwas Unangenehmes, zuraunt.

Programmäßig, ohne Unfall, erreicht der glänzende Aufzug sein Ziel, die große Treppenhalle des Schloffes — leider nur als Zuschauer eine Handvoll Soldatenweiber und dienende Subjekte sehr untergeordneter Natur: Hundejungen und Katzenpfleger, während er doch die ganze Bevölkerung der Pfalz entzückt und auch erbaut haben würde.

Nachdem der Herzog und Elsa unter den früheren Ceremonien ausgetiegen und bevor Ersterer die mit den gepuzten alles d'honneur garnirte Treppe hinaufstieg, küßte er Elsa und raunte ihr in einem Tone, der die ganze Gluth und Größe, doch auch die Gefährlichkeit seiner Leidenschaft für das schöne Weib kündete, zu:

„Willkommen in Deinem Hause! — vergiß nur nie, was Du mir gelobt: Liebe und Treue!“

Ein keckes und doch so liebenswürdig klingendes, halblautes Lachen war die einzige Antwort auf diese Worte, welche durch den Blick, der sie begleitete, noch eine tiefe, ernste Bedeutung erhielten. Doch auch Elsa's Feuerblick sprach, während ihr Mündchen lachte; der Herzog mußte ihn verstanden haben und mit der Antwort zufrieden sein, denn

heiter wie früher, lächelnd und nach allen Seiten huldvoll grüßend, schritt er mit Elsa die breiten Marmorstufen der Treppe hinan. —

Das war der Einzug Elsa's, des Zigeunerkindes des Louisenhofes, in das neue Leben des Karlsberges, für seine Bewohner der Beginn eines neuen Regiments.

Wie lange wird es dauern? — Wie wird sein Ende sein? —

Der Tag, das Diner, Konzert und Ballet verliefen programmäßig. Besonderes ist darüber nicht zu berichten. Alle Theilnehmer des Festes waren entzückt über die Schönheit und Liebenswürdigkeit der neuen Göttin des Ortes und fanden sich beglückt, in ihrer Nähe weilen, unter ihrem Scepter athmen zu dürfen. Nur Einer schien hiervon eine Ausnahme zu machen.

Es war Destner.

Der Herzog hatte weder am Nachmittag, noch am Abend nach ihm verlangt, und Elsa, sein Geschöpf, sich nicht ein einziges Mal nach ihm umgesehen — ein Vorzug, dessen sich hingegen Herr Guido von Scharfenack mehrmals und in freundlichster Weise rühmen durfte.

In einem kleinen Thälchen an der Grenze, dort, wo die Zweibrücker und reichsgräflich bayerischen Lande mit dem großen Nachbarreich zusammenstießen, lag, sich in das französische Gebiet hineinziehend, eine Kirche, von Gebäuden umgeben. Es war das Kloster Gräfinthal und Augustiner-Nonnen bewohnten es. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten waren nur adelige Fräuleins in das reiche Stift aufgenommen worden, hatten doch früher sogar Abkömmlinge aus königlichem Geschlecht Aufnahme gesucht und gefunden — eine Tochter des Polenkönigs Stanislaus Leszinsky und Schwester der Königin von Frankreich lebte und starb hier, ihr buntbemaltes Grabmal ist heute noch daselbst zu schauen — doch in letzterer Zeit hatte die Aebtissin sich genöthigt gesehen, auch fromme Mädchen aus bürgerlichen Kreisen willkommen zu heißen, um die starkgelichteten Reihen ihrer Nonnen nur in etwas zu ergänzen. Noch besaß das Kloster ein wunderthätiges Marienbild, dessen Wirkungen sich sogar bis auf die Weinberge erstreckten, deren Wein überaus köstlich war und deshalb „Muttergotteswein“ genannt wurde, welchen schönen Namen er übrigens heute noch trägt.

An dem Sonntag, wo Elsa ihren feierlichen Einzug auf dem Karlsberge, unter dem Läuten der Glocken und rauschenden Freudenklängen, hielt, näherte sich das Mädchen, welches ihr bisheran Schwester gewesen, mit ihrem Vater und dem treuen Gefährten, den der Zufall ihnen sandt, dem Kloster in dem einsamen Thale. Sie hatten ihre Fuhr, wenn auch langsam, doch glücklich bewerkstelligt und waren am Nachmittage mit ihren wenigen Habseligkeiten an dem Ziele ihrer Fahrt angelangt.

Eine feierliche Sonntagsruhe herrschte an dem stillen Orte, nicht unterbrochen, sondern gehoben durch das Geläute, welches die Insassen des Klosters und andere Andächtige zur Vesper riefen. Hier war Ruhe, Frieden, das sagten sich die Drei, ein Jedes in seiner Weise, und das Herz Louise's erfüllte ein stilles, feliges Glück, wie das Mädchen glaubte noch nie empfunden zu haben.

„Hier laß uns weilen!“ sagte sie mit leiser, zitternder Stimme und einem verklärten Blick der blauen, thränenfeuchten Augen zu dem Vater. „Hier sind wir sicher vor allen bösen Menschen, werden Ruhe, Frieden finden und auch das Glück.“

Der alte Dümmler entgegnete nichts, doch hielt er die Hand seines Kindes fest gefaßt, während der Limburger fast ängstlich auf das Mädchen blickte, dessen Worte er gehört.

Vor dem Kloster standen unter uralten Linden verschiedene Bänke und Tische von Stein, wohl zum Ausruhen für fromme Wallfahrer nach dem Gnadenbilde errichtet. Hier ließen die Drei sich nieder. Der Limburger legte seinen Pack tiefaufathmend auf einen der Tische nieder, trocknete sich den Schweiß ab und blickte fragend auf Vater und Tochter, die beide, sich wohl ihren Gedanken überlassend, schweigsam blieben. Endlich sprach der alte Dümmler in festem Ton:

„Ja, wir sind am Ziele angelangt, und hier bleiben wir — wenn wir es möglich machen können. Borerst will ich meine alte Schwester, die Pförtnerin des Klosters — wenn sie noch am Leben ist, was ich zu Gott hoffe! — auffuchen und mit ihr über unsere Absicht reden, dann wird sich unser Loos entscheiden. Doch Ihr, wackerer Freund,“ wandte er sich jetzt zu dem Jäger, „was gedenkt Ihr zu thun? Gewiß wollt Ihr nun, da Ihr uns so treu bis hierher geleitet, wieder nach dem Karlsberge zurückkehren?“

„Das verhitte Gott!“ rief der Jäger hastig. „Für mich ist der Karlsberg bis auf Weiteres nicht mehr auf der Welt. Ich bleibe hier und bei Euch, wie bisheran, so für immer — Ihr müßt denn den Limburger davonjagen! Hab' schon meinen Plan, Vater Dümmler,“ sagte er jetzt mit dem ganzen breiten Gesichte behaglich und verschmizt schmunzelnd, daß die dicken Backen sich mächtig aufblähten. „Seht Ihr dort das Häuschen an dem Weinberge? Es steht leer, Niemand wohnt darinnen, und da man uns als Mannsleute natürlich nicht in das Nonnenkloster aufnehmen wird — es wäre ja gegen die Regel und eine päpstliche Dispens dürfte auch so bald und so leicht nicht zu haben sein — so wollen wir in die kleine Baracke, die nicht viel schlechter, als der Louisenhof, ist, einziehen. Ich baue unseren Kuhl und unseren Wein, sorge für Wildpret, unsere Louise führt die Haushaltung, und uns Allen wird geholfen sein.“

Dümmler, der staunend die Rede des Jägers mit angehört, erwiderte:

„Das wäre allerdings recht hübsch, doch wie wollt Ihr es möglich machen?“

„Sorgt Euch darum nicht, Vater Dümmler,“ klang es lachend als Antwort, „das ist meine Sache. Der Limburger wird's schon zu Wege bringen. Geht getroßt mit Euren Töchterchen in das Kloster, begrüßt Eure alte Schwester, mich laßt hier, will indessen mit dem Bauer plaudern, der sich dort auf die Steinbank gesetzt.“

Wenige Augenblicke später schritten Dümmler und Louise auf die Klosterpforte zu, der Limburger blickte ihnen nach, bis sie in dem dunklen gewölbten Eingang verschwunden waren, dann erhob auch er sich, schlug mit den Fingern ein lustiges Schnippchen und näherte sich einem alten Bauer, der

langsam näher getreten war und sich unter einer der Linden niedergelassen hatte.

Dümmler fand seine Schwester, wie er sie vor vielen Jahren verlassen, als Pfortnerin des Klosters wieder. Mit Thränen in den Augen feierten die beiden alten Leute ihr Wiedersehen, dann aber schlug die Nonne vor freudiger Bewunderung die Hände über ihrem Kopftuch zusammen, nachdem der Bruder ihr Louise als sein Kind vorgeführt. Ein solches wahres Muttergottesgesichten, meinte sie verzückt, habe sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen. Mit einer kaum zu zähmenden Erregtheit hörte sie den Bericht des Heimgekehrten an, der ihr seine Absichten und Wünsche kundgab. Als er geendet, sagte sie hastig, daß sie die Frau Aebtissin sofort nach der Vesper von Allem in Kenntniß setzen wolle, die gewiß ihrem lieben Nichten ein Asyl im Kloster gewähren würde. Der Vater müsse in der Nähe unterzukommen suchen, denn Männer dürften natürlich im Kloster nicht wohnen, doch tagtäglich, stündlich könne er sein Kind sehen, sich mit ihm unterhalten, auch Louise ihn besuchen, wann sie nur wolle, so lange nämlich die Pforte des Klosters offen sein würde.

Der alte Dümmler plauderte, bevor er auf diese Eröffnungen eine zustimmende Antwort gab, auch Louise schien anfänglich betroffen zu sein, und erbleichend, verlegen, blickte sie zur Erde. Doch die alte Nonne ließ in ihrem enthusiastischen Zureden nicht nach, sie schilderte das Verhältniß als ein so angenehmes und für das Mädchen auch nützliches, denn auch Unterricht werde Louise von den frommen und gelehrten Schwestern erhalten und alles das lernen, was ihr jetzt gewiß noch unbekannt sei, was sie in ihrem künftigen Leben gut brauchen könne, daß Vater und Tochter endlich begannen, sich mit dem Gedanken einer solchen Trennung, die ja nur nach Stunden zählte, vertraut zu machen. Was konnte Dümmler auch im Grunde besseres für sein Kind verlangen: ein sicheres Asyl, beste Pflege und dazu noch Unterweisungen, welche er Louise nie hatte gewähren können! Dem Mädchen malte sich bereits der Aufenthalt in dem Kloster bei den frommen Schwestern mit hellen Farben aus, ihr tiefreligiöses Gefühl, von Kindheit an durch die Mutter gepflegt, durch den Vater unterhalten, konnte hier nur eine Befriedigung finden, besonders da es ihr ja gestattet war, den Vater jeden Augenblick zu sehen.

Eine Stunde verging, die alte Nonne plauderte immerfort von ihrem schönen Kloster und dem noch viel schöneren Leben darinnen, da läuteten die Glocken wieder, die Vesper war zu Ende. Nun erhob sich die Pfortnerin, um der Frau Aebtissin Meldung zu machen. Wieder verging eine Viertelstunde, dann kehrte sie in die Stube zu Dümmler zurück und berichtete mit strahlendem Angesicht, daß die hochhehrwürdige Frau in Alles gewilligt, wie sie, die Schwester Dümmlers, es ihr vorgestellt — nur der Vater könne im Kloster keine Aufnahme finden, werde solche aber gewiß in der Nähe, in einem der nahen Dörfer Bliesbogen oder Bliesmengen erlangen. Doch auch für ihn werde das Kloster zu sorgen wissen, dessen Thüre und Par-

loir ihm zu jeder Stunde offen ständen. Würden Vater und Tochter das wohlgemeinte Anerbieten annehmen, dann sollten sie nur beide zur Komplete wiederkehren; die Frau Aebtissin würde sie im Parloir sprechen, Louise aus den Händen des Vaters empfangen und in das Kloster einführen.

Also berichtete in einem Athem die vor Freude ganz ungewöhnlich aufgeregte Pfortnerin.

Sofort erfolgte noch keine Antwort, doch dauerte das Zögern nicht lange. Der Vater schaute sein liebes Kind, das ein Theil seines Herzens war, mit seinen halbblinden nassen Augen an, dann sagte er, indem seine Stimme nur leise zitterte:

„Sprich Du — Louise!“

Das Mädchen flog an seinen Hals und unter einem Kusse hauchte es ihm zu:

„Bist Du es zufrieden, Vater, dann nehme ich das freundliche Anerbieten gerne und dankbar an. Können wir uns doch täglich, stündlich sehen, und Du sollst gewiß Freude an den Fortschritten haben, die Deine Louise machen wird!“

„Dann — mit Gott in das neue Leben, mein liebes theueres Kind!“ erwiderte der alte Dümmler jetzt mit fester Stimme, Louise an seine Brust pressend und ihr die Hand segnend auf das Haupt legend. „Doch nun komm, daß wir den treuen Menschen, der draußen unserer harret, mittheilen, was wir beschloffen haben, mit ihm zu überlegen, was mit Deinem Vater geschehen soll. Er wird mir gewiß auch ferner beistehen und helfen, ein Asyl in Deiner Nähe zu finden.“

Von der Schwester nahm er Abschied mit dem Versprechen, sobald die Glocken abermals läuteten, Louise ihr zuzuführen, dann verließen Beide das Kloster und kehrten zu der Steinbank unter den Linden zurück.

Der Platz war leer, der Limburger nebst den sämtlichen Packeten verschwunden.

Noch blickten Louise und der alte Dümmler überrascht, fast erschrocken suchend umher, da vernahmen sie plötzlich in der Ferne ein lautes urkräftiges Lachen und in der Thüre des einsamen Häuschens bei dem Weinberge erschien die mächtige Gestalt des Limburgers. Rasch trat der Jäger auf die Beiden zu und rief schon von weitem:

„Alles in Ordnung, Vater Dümmler! Das stolze Hofgut hier, sammt Garten, Acker und Weinberg ist unser für ewige Zeiten! Der Limburger hat's für Euch nicht allein gekauft, sondern auch schon bezahlt!“

Ein Freudenschrei stießen Vater und Tochter aus, das Asyl war gefunden und noch dazu in der nächsten Nähe des Klosters. Wie dankten sie dem wackeren Gesellen und bestürmten ihn mit Fragen, wie er dies Alles möglich gemacht. Der Limburger aber wick lachend solchen Fragen aus. Das Haus sei bezahlt und auch noch Geld zur Einrichtung vorhanden, alles Uebrige würden sie schon erfahren. Dafür sollten sie nur erzählen, was sie in dem Kloster ausgerichtet.

Der Schak des Geizhalses.

Original-Erzählung von Karl Zastrow.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Platterheim dachte am folgenden Morgen, als er mit seiner Ehehälfte behaglich am Frühstückstisch saß, wohl kaum noch an den Fremden; er sollte indessen auf eine eigenthümliche Weise wieder an denselben erinnert werden.

Friedrich, der Hausknecht, stürzte nämlich urplötzlich mit der Meldung in das Wohnzimmer:

„Habt Ihr schon gehört, Herr, daß der alte Geizhals Rappel in der Nacht mit seinem Schaze ausgerückt ist?“

„Nein, Friedrich!“ rief der Wirth aufspringend, während er die Tasse vor Verwunderung aus der Hand fallen ließ. „Das ist ja ganz etwas Neues, der Rappel ist fort?“

„Fort, nach Amerika, oder sonst wohin, was weiß ich? Genug, der Rappel ist fort. Die ganze Stadt ist voll davon.“

„Rappel sollte verreist sein?“ fragte der Wirth kopfschüttelnd, „unmöglich! wer wird ihm dann das Reisegeld vorgestreckt haben? Er selber nimmt doch für einen derartigen Luxus nichts aus seinem Kasten?“

„Rappel ist fort!“ versicherte der Hausknecht im Tone unersehütterlicher Ueberzeugung, „und sein Geld ist mit ihm und Niemand weiß, wohin er sich gewandt hat.“

„Sollte der zukünftige Schwiegersohn die Ursache sein?“ fragte sich der Wirth. Dann fuhr er hastig in den braunen Ueberzieher mit den Worten:

„Ich muß einmal selber nachsehen, wie die Sache liegt!“

Er schlug den Weg nach dem Hause des Geizigen ein. Vor demselben hatte sich eine Menge neugieriger Gaffer versammelt. Auf allen Gesichtern gab sich Aufregung und geheimnißvolle Spannung kund.

„Ist er denn wirklich abgereist?“ fragte Platterheim einen lahmen Schneidergesellen, der mit der Pfeife im Munde ruhig in die Gruppe hineinschaute.

„Abgereist wird er schon sein,“ meinte der Gefragte trocken, „aber in ein Land, von wo keine Rückkehr möglich ist, ins Jenseits nämlich!“

„Mann!“ schrie der Wirth auf, „seid Ihr von Sinnen?“

„Pst!“ machte der Schneider und deutete mit seiner Pfeife auf die lose angelehnte Hausthür, „die Polizei ist ja drin! wenn Alles wäre, wie es sein müßte, würde sicherlich kein Rothfragen hier sein.“

In der That wurden soeben die Uniformen zweier Polizisten in dem Spalt der sich öffnenden Thüre sichtbar. Im nächsten Augenblick trat der Polizei-Kommissar, eine Papierrolle in der Hand und von den beiden Unterbeamten gefolgt, heraus.

Sein Gesicht war ernst, beinahe finster. Er schien über irgend ein unlösbares Räthsel nachzusinnen.

Das Geflüster unter den Zuschauern wurde stärker. Platterheim vernahm deutlich die Worte:

„Er soll ermordet sein! Sie haben Blutspuren drinnen gefunden.“

Der Muschelwirth hatte seinen Entschluß gefaßt. Er trat auf den Beamten zu, lüftete seinen Hut und sagte:

„Guten Morgen, Herr Schrötter, ich bin vielleicht in der Lage, Ihnen einige Anhaltspunkte zu geben, woraus sich etwas über den Vorgang da drinnen ermitteln lassen dürfte.“

„Gut! wird uns sehr angenehm sein!“ entschied der Kommissar, „haben Sie die Güte, uns nach dem Polizeibureau zu folgen.“

Das Rathhaus, dessen einer Flügel für das Polizeiwesen der Stadt eingerichtet war, lag auf dem Marktplatz. Die Männer erreichten es in wenigen Minuten. Beim Eintritt in das Verhörzimmer deutete der Kommissar auf einen Sessel und forderte Platterheim zur Erstattung seines Berichtes auf.

Der Muschelwirth erzählte seine Unterredung mit dem zugereisten Bureau-Vorsteher. Er gab zu verstehen, daß der Fremde ihm wie ein Bagabund vorgekommen sei, von dem er von Anfang an nichts Gutes erwartet habe. Er legte ein besonderes Gewicht auf die Aeußerung, welche der Unbekannte in Betreff des Mittelchens gemacht, mittelst dessen er den Geizhals zur Hergabe von hundert Thalern zwingen zu können, sich vermessen habe.

Der Kommissarius nahm die Aussagen des Zeugen zu Protokoll. Nach Abschluß desselben wurden sofort sämtliche Polizeisergeanten und Gensd'armen zur Verfolgung des Unbekannten aufgeboden, und kaum eine Stunde war verfloßen, so sah der vor seiner Thüre stehende Muschelwirth, wie der Verdächtige von zwei handfesten Polizisten am Kragen gepackt, die Hände auf dem Rücken zusammen gebunden und begleitet von einer ungeheuren Menschenmenge, vorübergeführt wurde.

„Sie haben ihn,“ jubelte er innerlich, „jetzt haben sie ihn. Nun wird er ja billiges Logis bekommen, länger als es ihm lieb ist.“ Nach kurzem Nachsinnen fuhr er fort: „Der arme Kerl sollte mir bei alledem Leid thun, wenn er unschuldiger Weise zur Untersuchung gezogen würde! Pah! der unschuldig? nein, eher glaube ich, daß Pontius Pilatus am Tode unseres Heilandes unschuldig war! ein Mensch, der im Freien nächtigt, ist zum Mindesten kein ehrlicher Mann!“ —

Er trat in das Haus zurück, immerfort den Kopf schüttelnd und von einer Beschäftigung auf die andere überspringend, ohne daß eine einzige ihm die gewünschte Ableitung von dem unerquicklichen Gedanken gewährt hätte. War es ihm doch gewesen, als habe der Strolch im Vorbeigehen ihm einen vorwurfsvollen Blick zugeworfen. Er führte sich

noch einmal Haltung, Geberden und Sprachweise des Gefangenen, namentlich sein offenes, treuherziges Auge vor, und je mehr er nachdachte, desto mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß er einen Unschuldigen durch seine vorschnelle Angabe, wenn nicht ins Verderben, so doch in eine mißliche Lage gebracht habe.

Er erinnerte sich, daß er in seiner Aussage dem Kommissar gegenüber nicht immer die objektive Haltung beobachtet, vielmehr sehr häufig sich von seinem Vorurtheil für den Angeschuldigten hatte hinreißen lassen. Der Muschelwirth war, im Grunde genommen, ein ehrlicher biederer Mann. Er sann darauf, die Sache wieder ins Gleichgewicht zu bringen und hielt es für's Beste, noch einmal auf das Polizeiamt zu gehen und einen Versuch zur Freilassung des Fremden zu machen.

Er war zu diesem Zweck soeben auf die Straße hinausgetreten, als er die beiden Polizisten, welche den Gefangenen transportirt hatten, um die Ecke kommen sah.

Hastig eilte er auf das Paar zu: „Nun, wie stehts!“ fragte er schon von Weitem. „Nicht wahr, es hat sich nichts Verdächtiges bei ihm herausgestellt?“

„Was denkt Ihr?“ lautete die im überlegenen Tone gegebene Antwort; „mehr denn zu viel hat sich herausgestellt. Der Vagabond hat den Alten auf dem Gewissen. Wir haben ein scharfes dolchartiges Messer bei ihm gefunden und außerdem zehn blanke Goldstücke von derselben Sorte, wie der biedere Rappel sie Tags vorher beim Bankier Hagelmeier eingewechselt hatte!“

„Also doch?“ rief der Wirth und schlug vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Trafen den Burschen heute Morgen in aller Ruhe auf der sogenannten Kälberwiese, wo er ein Stück Schwarzbrot zu einer Speckscheibe verzehrte,“ fuhren die Erzähler einander ablösend fort. „Konnte sich nicht ausweisen, wo er die Nacht zugebracht; sagte zwar, er hätte auf der Kälberwiese so gut geschlafen, wie wir in unseren Betten, aber das soll er einem alten Weibe weiß machen, nicht uns! Wir visitirten ihn und fanden die Goldstücke bei ihm und das Messer. Daß er am Abend vorher dem Rappel einen Besuch gemacht hatte, wußten wir bereits; es ist kein Zweifel, der Musje hat den Alten erstochen und irgendwo eingescharrt. Nun, unser guter Herr Schrötter wird das bald aus ihm herausklopfen. Der versteht's!“

Der Wirth lud die Herren zu einem Gläschen Wein ein und veranlaßte sie dadurch, alles zu berichten, was sie über den Hergang der Sache wußten.

Der Nachtwächter des Städtchens hatte, als er in aller Frühe durch die öde Gasse gekommen war, in welcher Rappel's Häuschen lag, die Thüre desselben offen und das Schloß daran zertrütert gefunden und darin sogleich etwas Außergewöhnliches gesehen. Er habe hineingerrufen: „Rappel, Eure Hausthüre steht offen, wißt Ihr das?“

Es hatte aber Niemand geantwortet und so war er hineingegangen, hatte die Thüre, welche in das Schlafkammerchen führte, gewaltig eingeschlagen gefunden und keine menschliche Seele wahrgenommen. Ein Verbrechen vermuthend, hatte der Nachtwächter sogleich bei der Polizei

Anzeige gemacht, und darauf war in aller Frühe eine Untersuchung vorgenommen worden.

Diese hatte herausgestellt, daß, wenn nicht ein Mord, doch ein fürchterlicher Kampf stattgefunden haben müsse. Eine gewaltige Blutlache hatte das Schlimmste vermuthen lassen. Auch vor der Thüre und an dem Drücker derselben hatten sich Blutspuren gezeigt. Was Rappel betraf, so war er nirgends sichtbar, und auch der eiserne Kasten war verschwunden, in welchem er sein Geld zu bewahren pflegte.

Die in den Hofraum führende Thür war verschlossen gewesen und hatte nichts Verdächtiges ergeben. Man hatte den Hof und den Garten mit Hunden durchsucht, in der Hoffnung, eine Spur der Grube zu finden, in welcher der Leichnam verscharrt sein konnte, aber alle diese Bemühungen hatten zu einem Resultate nicht geführt. Die Vernehmung des Fremden, so schlossen die beiden Polizisten ihre Erzählung, würde wohl einige wenige Facta an das Tageslicht fördern. Der Bursche sei ziemlich kleinlaut und mache durchaus den Eindruck, als habe er die That begangen.

„Ja!“ nahm der Wirth in feierlicher Weise das Wort, „der Herr Konsistorialrath Niemeyer hat ganz Recht. Es ist eine böse, verdorbene Welt. Der Sündenwolf schleicht einher in dem weißen Lammfell der Tugend und im Geheimen wuchert die Saat des Lasters. Wie gut war's, daß ich dem Raubmörder nicht in meinem ehrbaren Hause Herberge gab. Vielleicht läge ich dann auch jetzt als Leiche tief unter der Erde, aus dem Dache des Muschelhotels schlugen die Flammen empor, und meine Familie wäre zeitlebens unglücklich.“

Diese Ansicht wurde dem braven Platterheim von den beiden Polizisten nach allen Richtungen hin bestätigt, und von Herzen froh darüber, daß er dieser großen Gefahr entgangen, gab er sich nunmehr seiner gewohnten Tagesbeschäftigung hin.

Fünftes Kapitel.

Der des Mordes dringend verdächtige junge Reisende hatte inzwischen ein peinliches Verhör zu bestehen. Er stand, von einem stämmigen Polizisten bewacht, in dem dumpfigen, mit Akten, Repositorien und Pulken gefüllten Polizeibureau und der Kommissarius Schrötter saß mit ernsten Falten auf der Stirn und hochemporgezogenen Augenbrauen vor seinem Pult, fixirte bei jeder Frage den Gefangenen mit einem durchbohrenden Blicke und ließ dann die Feder mit rapider Schnelligkeit über das Papier hingleiten. Vor ihm lag das scharfe Dolchmesser, daneben hoben sich die zehn Goldstücke von der grünen Unterlage ab, in Form und Farbe von einander abweichend. Fast alle hatten sie das Ansehen, als hätten sie eine lange Zeit ohne Berührung an ihrem Orte gelegen und sämmtlich waren sie beschnitten.

„Franz Liebach,“ nahm der Kommissar nach einer längeren Pause das Wort, „Sie haben angegeben, daß Sie den Vater Ihrer Braut gestern Abend um 9 Uhr besucht haben. Um elf Uhr wollen Sie denselben wieder verlassen haben, Sind Sie während der Nacht noch einmal in das Rappel'sche Haus zurückgekehrt?“

„Nein, Herr Kommissar; ich begab mich sofort vor das

Thor und lagerte mich auf die Wiese, auf welcher ich die Nacht zuzubringen beschlossen hatte.“

„Sie haben ferner angegeben, den Eigenthümer Rappel lediglich einen Besuch zu dem Zwecke gemacht zu haben, seine Einwilligung zu Ihrer Verheirathung mit seiner Tochter und eine bestimmte Summe Geldes zur ersten Einrichtung zu erlangen. Sie haben sich gegen den Wirth zur goldenen Muschel dahin ausgelassen, daß Sie im Besitz eines Mittels wären, mittelst dessen Sie Ihren zukünftigen Schwiegervater zum Eingehen auf Ihre Wünsche zwingen könnten. Bestand dieses Mittel etwa in dem Dolchmesser hier?“

„Nein, Herr Kommissarius! ich habe nie in meinem Leben daran gedacht, von diesem Messer einen anderen Gebrauch zu machen, als zu häuslichen Zwecken; nicht einmal zur Vertheidigung habe ich es jemals angewandt. Ich will hier zu Ihren Füßen sterben, wenn an diesem Messer ein Tropfen Menschenblut klebt.“

„Ich bin der Ansicht, man schafft sich ein Dolchmesser nicht zum häuslichen Gebrauch, zum Schnitzen oder Schneiden von Gegenständen an. Solche Messer sind nicht bloß unbequem, sondern auch für den, der damit umgeht, gefährlich.“

„Ich habe eine Vorliebe für solche Messer und weiß damit umzugehen. In meiner Jugend betrieb ich mit Vorliebe die Holzschnitzerei und habe es darin zu einer nicht gewöhnlichen Fertigkeit gebracht.“

„Worin bestand also das Mittel, mit dem Sie Rappel Ihren Wünschen zugänglich zu machen hofften?“

„Ich habe einfach zu dem alten Manne gesagt: „Mein bester Herr Rappel! wenn Sie uns nicht eine kleine Aussteuer zukommen lassen, so muß ich auf die Hand Ihrer Fräulein Tochter verzichten. Da jedoch meine Verhältnisse derartig liegen, daß ich die baldige Begründung meines Hausstandes durch eine Heirath mit allen möglichen Mitteln herbeiführen muß, so werde ich eine von den anderen respektablen Partien, die sich mir darbieten, nicht unberücksichtigt lassen. Für Eure Tochter kann ich dann nicht gut sagen. Sie liebt mich über Alles und wird den Gedanken, mich an der Seite einer anderen Frau zu sehen, nicht ertragen. Wenn sie sich ein Leid anthut, bester Herr Rappel — ich muß im Voraus jede Verantwortung ablehnen, und wenn Sie dann die Begräbniskosten zahlen müssen — unter hundert Thalern kommen Sie auch unter keinen Umständen davon — wird es Ihnen auch nicht Recht sein, und überdem verlieren Sie Ihr Kind, die Stütze und Freude Ihres Alters!“ — So habe ich zu dem alten Einsiedler gesprochen und das war mein ganzes Mittel.“

„Erreichten Sie mit dieser Drohung Ihren Zweck?“

„Zum Theil, ja! Rappel wurde stutzig und begann zu überlegen. Er liebte wohl sein einziges Kind mehr, als er einräumen wollte. So legte er sich denn auf's Handeln und verstand sich nach langem Hin- und Herreden zur Zahlung jener zehn Dukaten, die dort liegen und die er sorgfältig aus seinem Schatze auswählte. Es sind die schlechtesten Goldmünzen, die ich je gesehen habe, und keine hat den vollen Werth.“

„Hätten Sie Ihre Drohung bei fortgesetzter Weigerung des Eigenthümers Rappel wahr gemacht?“

„Nein, dazu liebe ich das Mädchen zu sehr. Es wäre bei der Drohung geblieben.“

„Haben Sie sich mit den zehn Dukaten begnügt? Sind Sie nicht wegen der Geringfügigkeit der Summe mit dem alten Manne in Streit gerathen?“

„Nein, Herr Kommissar! Zeugnien kann ich allerdings nicht, daß ich's lieber gesehen hätte, wenn Rappel mir die hundert Thaler voll ausbezahlt hätte. Daß er's nicht that, verlegte mich zwar, hätte mich jedoch in keiner Weise zu einer feindseligen Handlung reizen können.“

„Befanden Sie sich bei der Unterhandlung in dem Zimmer, in welchem Rappel sein Geld aufzubewahren pflegte?“

„Nein, ich stand im vorderen Zimmer des kleinen Hauses, in demselben, in welches ich von der Straße aus durch die Hausthüre gelangt war. Dort hat auch meine Unterredung mit Rappel stattgefunden. Der alte Mann eröffnete mir zuletzt mit großer Entschiedenheit, daß er unter keinen Umständen mehr als dreißig Thaler zahlen könne. Wäre ich damit nicht zufrieden, so würde er's darauf ankommen lassen. Um wenigstens nicht ganz umsonst die Reise gemacht zu haben, erklärte ich mich einverstanden, und er ging in seine nebenan befindliche Schlafkammer, wo er das Geld abzählte. Ich hörte ihn lange Zeit mit den Geldstücken klumpeln. Endlich aber kehrte er zurück und händigte mir die zehn Dukaten ein, welche man mir abgenommen hat und die ich mir hiermit zurück erbeten haben will!“

„Als Sie den alten Mann mit dem Gelde klumpeln hörten, erwachte da nicht die Begier in Ihnen, das viele Geld Ihr Eigenthum zu nennen?“

„Nein, Herr Kommissar! Dieser Gedanke wäre ein verbrecherischer gewesen! Das Geld gehörte mir nicht, und ich hätte mir eher die rechte Hand abhauen lassen, als daß ich ein Goldstück angefaßt hätte, das der Vater meiner Braut mir nicht aus freiem Antriebe gegeben hätte.“

„Wie sind Sie von einander geschieden?“

„Vollkommen friedlich, Herr Kommissarius! Rappel reichte mir beim Abschiede die Hand und versprach mir, zu unserer Hochzeit zu kommen. Er bat mich, seine Tochter gut zu behandeln. Sie sei sein einziges Kind und er habe sie sehr lieb; auch solle sie einmal Alles haben, für jetzt aber könne er nicht mehr von seinem Gelde entbehren. Ein Hochzeitsgeschenk wollte er dem Püchchen auch zu Theil werden lassen. Ich war auch seelenvergnügt, daß ich mindestens dreißig Thaler losgeschlagen hatte, und so sind wir in der besten Eintracht geschieden.“

„Es erscheint auffallend, daß Sie mit einer für Ihre Verhältnisse so bedeutenden Summe in der Tasche Ihr Lager im Freien aufschlugen. Sie konnten doch nun ohne die geringste Gefahr für Ihre Kasse in der goldenen Muschel oder im Löwenhotel nächtigen.“

„Das hätte ich können,“ versetzte der junge Mann mit einem tiefen Seufzer, „und wohl mir, wenn ich's gethan hätte. Ich säße dann vielleicht nicht hier. Ich kam zur Entschuldigung meines abenteuerlichen Verhaltens weiter auch nichts anführen, als daß ich sparen wollte. Von jeher war es mein Lieblingsplan, mir meine kleine Häuslichkeit so anmuthig als möglich einzurichten. So wollte ich von dem

kleinen Schatz, den ich mein Eigenthum räumte, nichts anrühren, ihn vielmehr ungeschmälert meiner Braut überbringen."

Der Kommissar schüttelte den Kopf.

"Das Alles klingt sehr unwahrscheinlich," sagte er endlich. "Nach den vorgefundenen Blutspuren und manchen anderen Anzeichen muß das Gericht auf ein an dem alten Manne verübtes Attentat schließen."

"Ich kann mit den heiligsten Eiden bethauern, daß ich nichts davon weiß!"

Der Kommissar zuckte mit den Schultern.

"Es ist möglich, daß Sie unschuldig sind," sagte er. "Ich wünsche es Ihnen. Es liegen jedoch zu schwer gravirende Beweise gegen Sie vor: die Nächtigung im Freien, das scharfe Dolchmesser, Ihr eigenthümliches Benehmen dem Gastwirth Platterheim gegenüber. Wenn Sie etwas zu gestehen haben, so erleichtern Sie Ihr Gewissen bald. Nach Lage der Sache werden Sie sehr lange in Untersuchungshaft zubringen müssen."

"Ich habe nichts zu gestehen. Was ich über die dunkle Geschichte weiß, habe ich gesagt. Schmerzlich genug wird es für mich sein, mich auf längere Zeit meiner Freiheit beraubt zu sehen, mein Ansehen wird erschüttert werden, meine Stelle mir verloren gehen. Ich muß es tragen. Das Eine aber rufe ich mit voller Ueberzeugung: Man darf es nicht wagen, mich unschuldig zu richten!"

Er hatte sich von seinem Sitze erhoben und seine leuchtenden Augen richteten sich beinahe drohend auf den Polizeibeamten, der die seinen unwillkürlich niederschlug.

"Verlassen Sie sich darauf, daß von hier aus Alles geschehen wird, um den Sachverhalt aufzuklären!"

Er öffnete die Thüre zum Nebenzimmer und winkte einen der hier harrenden Polizeidiener herein.

"Führen Sie den Mann sofort in den Untersuchungs-Arrest ab. Sie haften für ihn!"

Der lächelnde Blick, mit welchem der Subalternbeamte dem Vorgesetzten zuwinkte, schien zu sagen: "Fürchten Sie nichts. Derjenige, den ich einmal in Händen habe, ist so sicher, als säße er in Abrahams Schoß."

Es war eine einfach eingerichtete Zelle, in welche man den Untersuchungs-Gefangenen führte. Ein eisernes Bettgestell mit Strohsack und Kopshaar-Matratze, Koppolster und wollener Decke, ein viereckiger Tisch und ein Schemel bildeten das bescheidene Mobiliar. Die Wände waren schadhaft und mit einer ungeheuern Menge von Namen bekrigelt. Das kleine vergitterte Fenster ließ nur ein schwaches Licht hereinfallen, da der dicht neben demselben vorspringende Seitenflügel es vollständig in Schatten hüllte. An so einfache Verhältnisse Liebach auch gewöhnt war, konnte er sich doch des Eindrucks nicht erwehren, als befände er sich bereits in jener Verbrecherzelle, welche direkt auf das Schaffot führt.

Er warf sich in tiefer Erschöpfung auf das Bett und begann über sein Schicksal nachzudenken. Er war noch so jung, hatte die Bitterkeit eines freudlosen Daseins bereits auf verschiedene Weise kennen gelernt; nie aber war das Verhängniß so hart und grausam an ihn herangetreten, wie in dem gegenwärtigen Moment. Er war der einzige Sohn rechtschaffener, aber armer Eltern. Der alte Vater bekleidete

das wenig einträgliche Amt eines Landbriefträgers in der Provinz. Er hatte Franz keine glänzende Erziehung geben können, wohl aber hatte er ihn frühzeitig zur Arbeit, zu allem Guten angehalten. Den Eltern würde das Herz brechen, wenn sie erführen, in welch' einem schimpflichen Verdacht ihr einziges Kind stand.

Dann dachte er an Julie, das gute, reizende Mädchen, dem er mit dem ganzen Feuer einer edlen, ersten Liebe zugehan war. Was würde sie von ihm denken? War ihr Verstand wohl klar, ihr Geist frei genug, um an seiner Unschuld nicht zu zweifeln? Wie er sein Hirn abquälte, kein Ausweg wollte sich ihm aus diesem Labyrinth darbieten. Vor seinem inneren Auge standen die entsetzlichen Bilder einer öffentlichen Gerichts-Verhandlung. Er hörte die Anklage des Staatsanwaltes, er sah die ernsten ihn unablässig fixirenden Gesichter der Geschworenen. Eine entsetzliche Angst befiel ihn. Die Wände des Zimmers schienen Kiesenmauern gleich auf seiner Seele zu lasten. Wenn er hätte ins Freie eilen, seinen Schmerz draußen in der freien Natur hätte verarbeiten können, er würde die Trostlosigkeit seiner Lage weniger schwer empfunden haben.

Nach längerer Ueberlegung wurde er ruhiger. Er war sich ja nicht der geringsten Schuld bewußt, und seine Unbetheiligung an der dunklen Geschichte, mochte nun ein Mord vorliegen oder nicht, mußte über kurz oder lang offenbar werden. Schien auch der Polizei-Kommissar die Ueberzeugung von seiner Schuld gewonnen zu haben, jedenfalls durfte dieser es bei den bis jetzt ermittelten Thatfachen nicht bewenden lassen. Er mußte weitere Nachforschungen anstellen, um der Staatsanwaltschaft hinlängliches Material zur Einleitung der Voruntersuchung bieten zu können. Die Leute vom Gericht waren ja klug und scharfblickend. Seine Freilassung mußte schließlich unter allen Umständen erfolgen.

Schrötter, der junge Polizei-Kommissar, nahm sich der Angelegenheit in der That mit außerordentlichem Eifer an. Der kleine, zum Rappel'schen Hause gehörige Hof, so wie der daran stoßende Garten wurden noch einmal sorgfältig durchsucht. Aber auch die angrenzenden Grundstücke blieben nicht undurchsucht, irgendwo mußte ja die Leiche des Alten, falls dieser unter der Hand des Räubers gefallen sein sollte, an das Tageslicht treten. Der lange, von Buchsbaumgesträuch eingefasste Weg, welcher zum Wasser führte, war ebenfalls zur Ermittlung von Fußspuren aufs Sorgfältigste durchsucht worden, allein nicht das Geringste hatte sich ergeben, was das tiefe Geheimniß, welches über der unheimlichen Geschichte ruhte, einigermassen hätte aufklären können.

Der Prinzipal des jungen Bureau-Vorstehers hatte auf Befragen sein Gutachten dahin abgegeben, daß er Liebach einer gewalthätigen Handlung in keiner Weise für fähig halte, wie er ihm denn auch in jeder Beziehung das günstigste Zeugniß ausstellte.

Auch Rappel's Tochter war zur Vernehmung vorgeladen worden. Das auß's Tieffte erschütterte junge Mädchen war gleich, nachdem es die Verhaftung des Verlobten erfahren, nach Sternberg geeilt, um Erfindungen über den Sachverhalt einzuziehen. Sie beschwor den Kommissar mit heißen Thränen, Franz Liebach freizugeben, da er nun und

nimmer eines Verbrechens fähig sei, wie dasjenige, dessen man ihn verdächtige.

Unter diesen Umständen mußte schließlich die Freilassung des jungen Mannes erfolgen. Als der Polizeidiener seinen Kerker mit den Worten öffnete, daß die Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen sei, und er gehen könne, wohin es ihm beliebe, brach er in Thränen aus.

„Ich bin entehrt!“ rief er, „auf meinem Namen ruht für immer die Schmach. Ich werde nie wieder froh werden. Der entsetzliche Verdacht wird lebenslänglich auf mir ruhen! Die Leute werden mit Fingern auf mich zeigen und überall wird es heißen: Da geht er hin, der Raubmörder! Thut, als ob er so unschuldig wäre, wie das Sonnenlicht, und es ist doch wahr, daß er den Alten getödtet und auf die Seite geschafft hat!“

Julie, welche ihn vor dem Portale des Polizeigebäudes erwartete, suchte ihn zu trösten.

„Gräme Dich nicht, lieber Franz,“ flüsterte sie ihm liebevoll ins Ohr, „es darf Niemand wagen, Dir eine beleidigende Aeußerung in das Gesicht zu schleudern. Wir werden still und zurückgezogen leben. In der großen Hauptstadt kennt Dich Niemand, und der Herr Justizrath hat gesagt, daß Du Deinen Posten sogleich wieder antreten kannst und daß er Dir sogar das Gehalt nachzahlen wird, welches Du durch die Untersuchungshaft eingebüßt hast. Sei darum nicht traurig, lieber Franz! siehe, ich liebe Dich ja und bleibe Dir treu, wie hart und schwer auch das Schicksal auf uns einstürmen möge!“

„Das weiß ich, Zulchen! und das ist auch mein einziger Trost!“ erwiderte er trübe, „aber siehe, ich kann den entsetzlichen Gedanken nicht los werden, daß man mich für einen Verbrecher der schlimmsten Art gehalten hat. Ich habe an derselben Stelle gesehen, wo Mörder und Diebe sitzen und der Verdacht bleibt auf mir haften. Er wird sich wie ein Schatten an meine Füße heften und mir folgen von Ort zu Ort! Nein, Zulchen! ich habe fortan keine Ruhe, bevor ich weiß, wie und wodurch Dein unglücklicher Vater um's Leben gekommen ist!“

„Was willst Du aber thun, lieber Franz?“ fragte Julie beklommen.

„Ich will selber Nachforschungen anstellen. Ich will nicht ruhen, nicht rasten, bevor dieses entsetzliche Geheimniß aufgeklärt ist!“

„Wir sind schwach und ohne Mittel und Freunde, lieber Franz! Wir müssen arbeiten und dürfen unsere Zeit nicht mit erfolglosen Nachforschungen hinbringen. Ich liebte meinen alten Vater trotz seiner eigenthümlichen Lebensanschauungen. Er war immer gut gegen mich, und ich würde Alles darum geben, könnte ich seinen Aufenthalt oder seinen Mörder ermitteln. Bei alledem aber fühle ich doch, daß wir uns in diesem Falle dem höchsten Weltenrichter unterordnen müssen. Die Vorsehung, lieber Franz, wird das unheimliche Räthsel lösen, wenn die rechte Zeit und Stunde gekommen ist.“ —

„Wohlan, so will ich der Diener dieser hohen Macht sein, Zulchen! Der Raubmörder muß ermittelt werden und wenn ich Alles thue, was in meinen Kräften steht, so wird die Vorsehung mir helfen. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt an's Licht der Sonne!“

Liebach schien nur in dem Gedanken an die Ausführung seines Planes einige Ruhe zu finden. Durch sein ganzes Wesen ging eine nervöse Hast und Aufregung. Auf die wiederholten Fragen seiner Julie, was er zu thun gedente, ihr unausgesetztes Drängen, von weiteren nutzlosen Schritten abzustehen, erwiderte endlich:

„Komme, laß uns zunächst in das Haus Deines Vaters gehen und dort Umschau halten. Vielleicht finden wir eine Spur!“

Widerstrebend nahm Julie den Arm ihres Verlobten. Sie konnte ein heimliches Grauen nicht unterdrücken, als sie vor der verschlossenen Thüre stand und dieselbe sich unter den hastigen Bemühungen ihres Begleiters mit einem dumpfen Knarren öffnete.

Sie standen in dem verödeten Gemache, das noch die vollen Spuren der von der Polizei veranlaßten Durchsuchung trug. Ueberall Unordnung und Schmutz. Hölldick lag der Staub auf den wenigen schadhafteu Möbeln. Den peinigendsten Eindruck aber machte der unheimliche rothe Fleck auf dem schadhafteu Fußboden.

„Sie haben die Dielen aufgehoben und darunter nachgesehen, die klugen Herren von der Polizei! Hier werden wir also schwerlich etwas finden. Warte hier einen Augenblick auf mich, liebes Zulchen, ich werde einmal den Bodenraum revidiren.“

Er stand bei den letzten Worten bereits auf der untersten Stufe der Leiter und kletterte mit der fieberhaften Hast, die durch alle seine Bewegungen ging, hinauf.

Verfaultes Stroh, wenige Lumpen, morsche Dachsplitter und zerbröckeltes Ziegelstein war alles, was er vorfand. Er zündete ein Streichhölzchen an und leuchtete damit in die finsternen Dachwinkel. Kopfschüttelnd kletterte er wieder herunter.

„Da oben ist auch nichts, was uns auf die Spur leiten könnte, Zulchen,“ sagte er, indem er den Staub von seinen Rockärmeln strich. „Nun bleibt uns noch die Kammer zu untersuchen.“

Allein auch das Schlafgemach des Verschwundenen bot nach keiner Richtung hin etwas Auffälliges. Auf dem wackeligen Tische stand eine alte blecherne Kaffeemaschine und ein henkelloser Tassenkopf. Das Bettgestell, welches einen Strohsack, eine schadhafte Matraße und wollene Decke enthielt, war von der Wand abgerückt und stand beinahe in der Mitte des öden halbfinsternen Raumes.

„Hier ist eine sehr genaue Untersuchung angestellt worden,“ bemerkte Liebach, „und wenn von hier aus eine Spur auf den Pfad des Mörders führte, so hätten die Polizeibeamten sie sicherlich auch entdeckt. Besichtigen wir Hof und Garten.“

Der schöne Caddeo.

Erzählung nach authentischer Quelle.

(Fortsetzung.)

Dieser Umsturz machte in der Straße Saint Honoré ungeheures Aufsehen, da Niemand das Richtige erfuhr, warum dies Alles geschähe.

Der Marquis hatte es für seine Pflicht gehalten, dem Könige über die Ursache Bericht zu erstatten, die ihm zu dieser auffälligen Thätigkeit und glanzvollen Erneuerung seines Hauswesens geleitet habe. Der Kaplan von Saint Roche, welcher dem sterbenden Monterrot die Beichte abgenommen, hatte ihn nach Versailles zu Seiner Majestät begleitet, und als der Monarch die Erzählung dieser beiden Herren angehört hatte, rief er voll Staunen:

„Bei Gottes Blig! vernähme ich diese Mittheilung nicht aus dem Munde zweier so hochachtbarer Männer, wie Sie es sind, ich wollte glauben, es wäre Ihre Absicht gewesen, mir das Sujet eines Romanes zu erzählen. Ich wüßte nicht, was noch fehlen könnte, diese Geschichte interessant zu machen.“

„Eines mir, und dies steht bei Ev. Majestät,“ fügte der Marquis hinzu.

„Bei mir?“

„Wenn Ev. Majestät die Allerhöchste Gnade haben wollen, jetzt schon meinen Sohn als Ihrer königlichen Huld unterthänigst empfohlen betrachten zu wollen.“

„Das sei so.“

Voll Sehnsucht harrte nun der Marquis der Ankunft seiner Gemahlin und seines Sohnes in Paris, aber eines Tages kam Herr Laborde und sein Pathe Mathieu allein zurück.

Der Marquis, welcher mit ganzer Seele auf die Ankunft seiner Gemahlin und seines Sohnes gehofft, konnte seines Schreckens kaum Herr werden, als man ihm die Meldung machte, Laborde sei ohne die Frau Marquise und deren Sohn angekommen.

Hatte die tiefgekränkte Frau seine, ihres Gemahls, Bitten um Verzeihung seiner großen an ihr begangenen Schuld verworfen? Er zitterte bei dieser Ueberzeugung, und der Gedanke, er habe nicht einmal ein Recht, ihr zu zürnen, wirkte sehr niederdrückend auf ihn.

Als Laborde sich ihm als zurückgekehrt vorstellte, fühlte sich der Marquis nicht fähig, eine Frage an ihn zu richten.

Dem langjährigen, treuen Diener entging die große, seinen Herrn beherrschende Bewegung nicht und er suchte ihn mit der Meldung aufzurichten, daß, wenn seine Mission auch nicht ganz gelungen sei, der Herr Marquis doch im Verlaufe von zwei, drei Monaten das Glück genießen werde, seinen Sohn Julien zu umarmen.

„Und meine Gemahlin?“ fragte Jener.

„Dieses Schreiben der gnädigen Frau Marquise wird

Ihnen, Herr Marquis, über deren Willen die vollständigste Aufklärung geben.“

Bei dieser Antwort überreichte der Haushofmeister seinem Herrn ein Schreiben und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung aus dem Zimmer.

Lange lag der Brief vor dem Marquis auf dem Tische, ehe er ihn erbrach; Laborde's Antwort deutete auf eine unangenehme Erklärung der Marquise, deren mündlichen Ausdruck sich der treue Diener hatte entziehen wollen. Und so war es wirklich. Der Inhalt des Schreibens der so schwer in ihrer Frauenehre verletzten Dame lautete, wie folgt:

„Herr Marquis!

Hat auch keine kirchliche Scheidung unsere Ehe getrennt, so vollzog sich doch eine faktische Trennung zwischen uns, als ich, durch Ihren Sachwalter gedrängt, Ihr Haus mit meinem der Vaterliebe beraubten Sohne verließ. O, es war eine bittere Empfindung, der ich damals fast unterlag — verachtet, verstoßen zu sein, brennt Höllenflammen in die Seele. Ich habe sie ertragen, das Bewußtsein, daß kein Makel der Untreue an mir haften, war meine einzige Stütze. Damals wähte ich, das Verbrechen der Treulosigkeit, dessen Sie mich ziehen, sei eine unglückliche fixe Idee von Ihnen, welche Sie zu der unnatürlichen Härte gegen mich verleite. Es gab Stunden, in denen ich sogar Sie beklagen konnte, denn ich bekenne es, ich hielt Sie für geisteskrank.“

„Mein Schweigen — mein unglückseliges Schweigen!“ rief der Marquis vor sich hin, sein Lesen unterbrechend.

„Jetzt, nach Verlauf von mehr als zwanzig Jahren,“ hieß es in dem Schreiben der Marquise weiter, „entdecken Sie mir selbst, daß der Niederträchtige, dessen Anklage gegen mich Sie so unbedingt Vertrauen geschenkt hatten, in seiner letzten Beichte seine Schandthat aus Rache, denn ich hatte seine mich entehrende Neigung mit dem Abscheu zurückgewiesen, wie sie es verdiente, dem Priester und Ihnen bekannt habe. Herr Marquis, den Geisteskranken konnte ich in Ihnen beklagen, den Gemahl jedoch, welcher die Ehre seiner ihm priesterlich angetrauten Frau nicht einmal einer Vertheidigung gegen ein ihr aufgebürdetes, so schamlos erlogenes Verbrechen werth hält, verachte ich. Das Wort ist hart; aber ich nehme es nicht zurück.“

Der Marquis bedeckte seine Augen mit den Händen und verweilte lange in dieser Stellung der Selbstscham. Die Fortsetzung in diesem Schreiben lautete allerdings etwas milder. Nachdem ihm die Marquise erklärt hatte, daß von einer Wiedervereinigung zwischen ihnen keine Rede mehr sein könnte, fügte sie hinzu, daß sie als Christin keinen Haß gegen ihn nähre und zum Beweise dessen ihm ihren Sohn Julien senden wolle, sobald derselbe von seinem Ausfluge nach den

kanarischen Inseln zu ihr zurück kehrt sei. Ihm werde sie auch die ihr von ihm, seinem Vater, überschickten Summen einhändigen, und in der Liebe, welche er diesem seinem rechtmäßigen Sohne widmen würde, dürfte sie nach so schwerer Prüfung allein die einzige, beste Entschädigung finden, die er ihr je gewähren könne. Dieses ihr bereitende Glück werde ein sanftes Kissen ihres Sterbelagers werden.

Der Marquis brauchte einige Tage, um sich von dem schweren, aber gerechten Vorwurfe zu erholen, den das Schreiben seiner Gemahlin enthielt. Sie war im vollkommensten Rechte, er konnte das nicht leugnen. Er selbst hatte das Glück seines Lebens untergraben durch eine nicht verzeihliche Leichtgläubigkeit und durch ein thörichtes Schweigen, das er seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, wobei er übersehen, daß die Ehre der Marquise den höchsten Anspruch an eine Rechtfertigung habe.

Laborde mußte ihm von seiner Reise erzählen, wie er die Frau Marquise gefunden und was er für einzelne Aeußerungen von ihr über Julien gehört habe, und es gab keinen treueren Berichterstatter, als diesen würdigen Haushofmeister.

Er erzählte in großer Weitschweifigkeit, daß ihm und seinem Pathen Mathieu allerdings das Herz gewaltig geklopft habe, als sie die Pyrenäenpässe passirt wären, denn in dem letzten Nachtquartier vor dieser Gebirgspassage habe man wahrhaft grauenhafte Geschichten von daselbst hausenden und die Straße total unsicher machenden Räuberbanden erzählt, daß ihnen, den Zuhörenden, die Haare auf dem Kopfe sich emporgesträubt hätten. Die Straße in diesen Bergen sei nicht nur einsam, sondern auch, wenn die Witterung halbwege ungünstig sei, wegen der heftig von den Bergen und Felsen herabstürzenden Wasser kaum zum Fortkommen, und gerade hätte ein so trauriges Wetter sie bei der Reise durch dies von Räubern und wilden Thieren zum Tummelplatz ausgewählte Bergrevier betroffen. Ihr Wagenführer habe ihnen öfters zum Angehör gegeben, daß sie von Glück sagen könnten, wenn ihnen nicht der schöne Taddeo über den Hals käme. Das sei natürlich der verrufenste aller Räuber in den Pyrenäen, an den sich nicht einmal das Militär getraue, wenn es nicht in bedeutender Anzahl sei. Indes sie wären glücklich und unangefochten in das erste spanische Städtchen Planticosa gekommen.

„Wenn es Ihnen möglich ist, Laborde, so gehen Sie gleich, Ihre weiteren Reise-Ereignisse überspringend, zu der Erinnerung über, wo Sie auf dem Besitztume meiner Gemahlin anlangten,“ bemerkte ihm der Marquis, dem die Weitschweifigkeit des Haushofmeisters Langeweile verursachte.

„Das kann sehr gut geschehen, gnädiger Herr, denn es gab auf der Tour von anderthalb Tagen auch wirklich nichts, was einer besonderen Erwähnung werth gewesen wäre. Von der Stadt Tudela hatten wir noch ein Stündchen bis nach Salmentria, dem Landsitze der Frau Marquise, und als wir in das Gehöfte einfuhren, saß die gnädige Frau just auf dem Balkon und erstaunte nicht wenig, Fremde vorsprechen zu sehen. Ich hatte Mathieu, meinem Pathen, befohlen, seine Livree anzulegen, und die gnädige Frau erkannte dieselbe sofort. Sie machte eine Bewegung mit der Hand nach uns und blieb wie erstarrt am Balkongeländer stehen. So ge-

wann ich Zeit, auszustiegen und indem ich ihr, neben dem Wagen stehend, meine pflichtschuldigste Reuerenz machte, schien sie sich von ihrem Erstaunen zu erholen, sie verließ den Balkon und kam herab. Nun erst, als ich vor sie hintrat, erkannte sie mich und nannte mich beim Namen, wobei sie mir die Hand zum Kusse reichte. Nachdem ich ihr Ihren Brief überreicht hatte, rief sie einen Diener, der Auftrag erhielt, auf's Beste für uns zu sorgen, und sowohl ich, als mein Pathe Mathieu, müssen bekennen, daß wir die vierzehn Tage, welche mir auf Salmentria uns aufgehalten, ein vollkommenes Herrenleben geführt haben.“

„Ich glaube das,“ stimmte der Marquis bei.

„Wann ließ sie Sie rufen, um Näheres von Ihnen zu hören?“

„Nach Verlauf von einigen Stunden erst, und als ich sie wiedersah, hätte ich darauf schwören wollen, sie sei unterdeß heftig erregt gewesen, denn ihre Stimme zitterte bedeutend und mir schien es, als bekämpfe sie mühsam einen Ausbruch von Thränen.“

Eine Pause folgte. Der Marquis blickte zu Boden. Nach einer Weile sagte er:

„Weiter, Laborde.“

„Sie erklärte mir mit wenigen Worten, daß sie Gründe habe, auf des Herrn Marquis Wunsch und Einladung, nach Paris zurückzukehren, nicht eingehen zu können. Sie werde diese Ihnen schriftlich mittheilen. Ich sollte aber auf zwei Wochen auf ihrem Landsitze mich verweilen, denn sie erwarte den jungen Herrn Julien von einer Reise nach den kanarischen Inseln zurück und in meiner Begleitung sollte er dann sofort mit nach Paris reisen.“

Eine kurze Pause trat ein. Laborde redete weiter:

„Zu dem Termin aber, wo die gnädige Frau Marquise ihn spätestens erwartete, kam statt seiner ein Brief, der seine Rückkehr erst in fünf oder sechs Wochen in Aussicht stellte.“

„Darauf konnten Sie freilich nicht warten, Sie thaten recht, Laborde.“

„Ich, wie mein Pathe, Mathieu, haben den jungen Herrn im Bilde gesehen.“

„Nun?“

„O, er muß jetzt ein prächtiger junger Herr sein. Als die Frau Marquise ihn malen ließ, war er erst vierzehn Jahre alt. In seinem Gesichte drückte sich große Entschlossenheit aus und feurige Augen hat er, dunkles, volles Haar — wie gesagt, im Bilde schon das Muster eines jungen Edelmannes.“

Ueber das gefurchte Antlitz des Marquis breitete sich der Sonnenschein väterlicher Freude, und Laborde fühlte sich dadurch angeregt, mehr von den von ihm beobachteten Gegenständen zu berichten.

Er erzählte, daß er auf Salmentria einen Mann kennen gelernt, der, wenn auch nicht geläufig, doch immerhin genugsam französisch gesprochen, um sich gegenseitig verständlich zu machen. Dieser habe ihm gesagt, daß der junge Herr so kraftvoll wie ein Herkules sei und bei einem in Saragossa abgehaltenen Stiergefechte, als der wüthende Stier bereits eine Menge Pferde getödtet und den Hauptmatador einen in seiner Kunst, den Stier durch einen geführten Schwertstoß niederzuwerfen, sogar gespießt habe, er, der junge Herr

Marquis nämlich, mit einem kühnen Schwunge sich aus der Loge des Herrn Generalkapitäns, mit dem und dessen Sohn er die Vorstellung besucht habe, in die Arena hinabgesprungen, das von dem Hauptmatador fallen gelassene Schwert ergriffen und den nun auf ihn losstürzenden Stier kaltblütig mit einem Stoß zu Boden gestreckt habe. Das in ungeheurer Zahl anwesende und in Angst zitternde Publikum sei bei dieser Muth- und Kraftprobe außer sich in Jubelgeschrei ausgebrochen, der junge Herr aber, als wenn seine That gar nicht von Bedeutung gewesen, jede Huldigung abweisend, habe sofort die Arena verlassen.

„Er ist also ein muthiger Kavalier,“ sprach der alte Herr zufrieden.

„Und der beste Reiter und Fechter auf viele Meilen in der Runde. Trotzdem, versicherte der Mann,“ erzählte Laborde weiter, „sei er der gehorsamste Sohn und jeder Wunsch seiner gnädigen Frau Mutter sei ihm ein heiliger Befehl. Nur zu Einem habe er sich noch nicht entschließen können — sich zu vermählen.“

„Desto besser!“ rief der Marquis. „Meinem Sohne und Erben stehen die vorzüglichsten Parteen in Aussicht und ich hoffe, daß er mir die Freude machen wird, einer Dame der ersten Adelshäuser Frankreichs seine Hand zu reichen.“

„Auch der gnädigen Frau Marquise wird dies gewiß viel Freude machen,“ fügte der Haushofmeister hinzu. „Man liebt sie auf Galmentria als gütige Herrin, welche aller Armen Wohlthäterin ist, und Jedes würde herzlich theilnehmend sich an dem Glücke zeigen, den dieser erfüllte Wunsch der Herrin gewähren würde.“

„Und dies Ereigniß dürfte für sie auch die Veranlassung werden, wieder nach Paris zurückzukehren!“ rief der Marquis, glücklich durch die sich ihm aufdrängende Vorstellung der Wiedervereinigung mit ihr.

Während Laborde durch die ihm von seinem Gebieter übertragene Mission im buchstäblichen Sinne für die Bedienten des Hauses zur vollkommensten Respektperson geworden, war Mathieu, und zwar mit Erfolg, bemüht, auch einen Theil der Glorie um seines theueren Pathe's Haupt für sich in Anspruch zu nehmen. Er war unerschöpflich im Erzählen der verwunderungswürdigsten Abenteuer, welche er und der würdige Haushofmeister auf dieser Reise erlebt haben sollten und, obwohl sein trefflicher Pathe, dem Mathieu's Aufschneidereien doch zu Ohren kamen, ihm die Warnung ertheilte, nicht so himmelschreiend zu lügen, denn er bände den Deuten ja Geschichten auf, die vor Unwahrscheinlichkeiten allein liefen, erklärte ihm der wahrheitsliebende Mathieu, daß dabei Niemand einen Schaden litte und das Gute dabei herauskäme, daß seine Zuhörer vor ihm einen unbeschreiblichen Respekt hatten.

Unter seine Zuhörer zählte besonders Madame Valotte als Nummer Eins. Sie war unerschöpflich in der Geduld, ihm zuzuhören. Besonders sprach das Kapitel von der Reise durch die Pyrenäenpässe dieser stets mit schmutziger und reiner Wäsche sich befassenden Dame an. Mathieu leistete in der Schilderung der wilden, einsamen Felsenparteen wirklich Unübertreffliches. Er wollte Begegnungen mit den gefürchteten großen Pyrenäen-Bären und den noch mehr gefürchteten Räubern dieses Gebirges bestanden haben, und es war sehr

lustig, ihn versichern zu hören, daß er sich jetzt, nachdem diese furchtbaren Ereignisse schon lange unter ihm lägen, über seinen dabei an den Tag gelegten Muth selbst nicht genug verwundern könne.

Madame Valotte verband bei diesen Geduldsproben indeß zweierlei Motive. Erstens war sie eine höchst romantisch gestimmte Seele, die nichts mehr beklagte, als daß die Ritterzeit dahin sei, die so reich mit Romantik durchweht gewesen, und zweitens bedurfte sie jederzeit eines Vorrathes von Stoff, um gelegentlich ihren Kunden etwas erzählen zu können, und konnte es etwas Amüsanteres geben, als der gleichen gräßliche Reiseabenteuer aus Mathieu's unerschöpflicher Fabrik.

So kam sie eines Tages zu einer der jungen Damen, Mademoiselle Alice Bertin, Solotänzerin beim königlichen Ballet, deren Wäsche sie besorgte.

Mademoiselle Alice hatte zu der Stunde, wo Madame Valotte sich bei ihr melden ließ, Besuch von einigen Töchtern hoher Hofbeamten, denen sie Tanzlektionen gab. Von der Anwesenheit der Wäscherin unterrichtet, rief sie fast unwillig:

„Muß auch jetzt gerade die Schwägerin kommen! Ich werde sie fortschicken.“

„Wen wollen Sie fortschicken, Mademoiselle Bertin?“ fragte eine der Tanzschülerinnen.

„Madame Valotte, meine Wäscherin. Sie ist unerschöpflich im Auskramen von Neuigkeiten. Sie weiß Alles, was in der Stadt vorgeht, und wird nie fertig, wenn sie einmal in's Plaudern kommt. Sie hängt sich wie ein Heftpflaster an den Zuhörenden, er ist nicht mehr Herr seiner Zeit.“

„O, das wäre ja eine prächtige Abwechslung, die Sie uns bereiten könnten, Mademoiselle,“ versetzte eine der jungen Damen lachend. „Bitte, lassen Sie die Plaudertasche kommen, es wird uns Vergnügen machen.“

Und die anderen jungen Damen stimmten dieser Bitte bei, so daß Mademoiselle Bertin sich genöthigt sah, ihren Wunsch zu erfüllen.

Madame Valotte war heute ganz besonders gestimmt, ihr gut akkreditirtes Mundwerk in den lebhaftesten Gang zu bringen, und ihr bewunderungswürdiges Talent, sich mit Personen, die sie zum ersten Male sah, so bekannt zu machen, als sei sie mit denselben schon seit Jahren vertraut, half ihr schnell über die, anderen Leuten oft so schwer werdende Einführung ihrer Personen in den Kreis der Unterhaltung mit Fremden hinweg. Sie war in dieser Beziehung die vollkommenste Pariserin, die man finden konnte, ausgestattet mit dem Vorzug unbefangener Dreistigkeit und einem unerschöpflichen Selbstvertrauen, welches sich auf ihre ausgebreitete Kenntniß in den Verhältnissen vieler Familien begründete. Nachdem sie jeder der anwesenden Damen ein schmeichelhaftes Kompliment gemacht, rief sie mit Ertzaje:

„Ach, meine theuerste Mademoiselle Bertin, ich habe jetzt eine Stunde erlebt, in der ich recht sehr lebhaft an Sie gedacht habe!“

„Nun, Madame Valotte, ich hoffe, daß dies in Gutem geschehen, ich meine, daß es liebe und freundliche Gedanken waren, die Sie in Betreff meiner hegten,“ antwortete die Solotänzerin lächelnd.

„Wie können Sie zweifeln, Mademoiselle! eine so an-

genehme junge Dame, wie Sie, kann jederzeit das Bewußtsein haben, daß die Gedanken an sie nur gute und freundliche sind.“

„Sehr verbunden, Madame, aber Sie haben mich neugierig auf die Ursache gemacht, welche Ihnen Anlaß geben konnte, sich in Gedanken mit mir zu beschäftigen. Ob die von Ihnen abzuholende Wäsche bereit liege, das konnte Sie doch unmöglich beschäftigen. Sie wissen ja aus Erfahrung, daß in dieser Beziehung von meiner Seite stets die größte Pünktlichkeit vorherrschte.“

„Wie hätte ich an etwas denken können, was so wenig mit der Romantik gemein hat! Nein, nein, es ist etwas ganz Anderes. Ich komme soeben aus dem Hotel d'Entrillard.“

„Der Herr Marquis ist mir kaum dem Namen nach bekannt.“

„Ein alter Herr, der wie ein Einsiedler lebt, trotzdem er sehr reich ist,“ schaltete eine der Damen ein. „Unser Cousin, Professor Durand, verkehrt zuweilen mit ihm und hat einige Male in unseren Familienkreisen von ihm erzählt.“

„Ganz recht, ganz recht, Mademoiselle, der Herr Marquis geht nur mit Gelehrten und Künstlern um,“ nahm Madame Lalotte das Wort. „Sein Hotel wird bald einen prächtigen Roman in sich schließen. Sein Sohn, seit seinem zweiten Jahre in Spanien erzogen — die Frau Marquise, seine Mutter, eine spanische Dame, lebt nämlich seit ungefähr zweiundzwanzig Jahren, von ihrem Gemahl getrennt, in ihrem Vaterlande — wird zum ersten Male nach Paris kommen. Er ist der einzige Erbe seines reichen Vaters, dessen Gesundheit aber nicht die stärkste ist. Ach, meine Damen, denken Sie sich, welche großartige Bewegung dieser Umstand in all' den hocharistokratischen Familien machen wird — ein solcher Goldfisch aus Spanien und dabei ein prächtiger junger Mann.“

„Haben Sie ihn denn gesehen, Madame Lalotte? Ich denke, er soll erst kommen,“ äußerte die Solotänzerin.

„Gesehen mit meinen eigenen Augen — das nicht; aber Herr Laborde, des Herrn Marquis Vater Haushofmeister, und Mathieu, Herrn Laborde's Pathe, ein sehr wahrheitsliebender junger Mann, die ihn nach Paris abholen sollten, ihn aber nicht trafen, weil er auf einer Reise begriffen war, haben ihn im Bilde gesehen und sind voll seines Lobes.“

„Aber, Madame Lalotte, was hat denn das Alles für Bezug auf mich?“ fragte Mademoiselle Bertin verwundert.

„Werden Sie gleich hören. Herr Mathieu hat mir von den Gefahren erzählt, welche sie beim Passiren der Pyrenäen zu bestehen hatten, und da ich weiß, daß Sie aus Pau sind, wurden meine Gedanken unwillkürlich auf Sie gelenkt. Das ist sehr begreiflich, denke ich.“

„Ja wohl; aber man könnte eben so gut das kalte Fieber vor Angst bekommen, wenn man Jemand von den Eisbergen im hohen Norden erzählen hört,“ lachte Mademoiselle Bertin herzlich.

„Bitte recht sehr, Mademoiselle, das ist ein sehr hinken-der Vergleich. Ich habe wirklich um Sie Angst ausgestanden, weil ich von Ihnen selbst gehört habe, daß Sie für kommenden Sommer einen Ausflug nach Ihrer Vaterstadt Pau

machen und, wie Sie beiläufig erwähnten, sich der Partien im Pyrenäen-Gebirge erfreuen wollten.“

„Ganz recht, das will ich auch. Wie Sie deshalb Angst um mich haben können, sehe ich wirklich nicht ein.“

„Mein Himmel, wenn Sie da dem fürchterlichen Räuberhauptmann, dem schönen Taddeo, in die Hände fielen!“ rief die Wäscherin und schlug die Hände vor die Augen. „Wenn ich mir das vorstelle, ergreift mich Zittern, ich werde schwindlich vor Kummer um Sie.“

Eine kleine Pause trat nach diesem Ausdruck von Weichherzigkeit ein, dann hörten die Anwesenden Mademoiselle Bertin sagen:

„Dem schönen Taddeo? Das wäre allerdings schrecklich!“

„Kennen Sie denn diesen Räuberhauptmann?“ fragten einige der Damen.

„Sie haben ihn schon einmal in Ihrem Leben gesehen?“ flügte Madame Lolotte erstaunt hinzu. „Ach, das ist hochromantisch. Bitte, theuerste Mademoiselle, erzählen Sie uns von ihm. Sie haben ihn gesehen und leben noch? wie ist das möglich?“

Da auch die Tanzschülerinnen der Ballerina diesem Wunsche beistimmten, so konnte sich Letztere der Erfüllung desselben nicht entziehen und hob nach kurzer Pause an:

„Es werden jetzt bald zwei Jahre werden, daß ich meine Vaterstadt Pau besuchte. Mein Vater ist Beamter beim dortigen königlichen Gerichtshof, und da auch meine gute Mutter noch lebt, meine drei Geschwister daselbst verheirathet sind, so ist es wohl erklärlich, daß, um sie Alle zu sehen, die Reise mir nicht zu weit war. Pau, diese alte Hauptstadt des Bearner Landes, der Geburtsort des bei uns Franzosen in so theuerem Andenken stehenden Königs Heinrich des Vierten, ist seiner umgebenden Naturschönheiten wegen ein Abbild des Paradieses. Ich will nicht von dem prächtigen Parke sprechen, sondern von dem Standpunkte, den man auf der auf sieben Bogen ruhenden Brücke hat. Der Anblick des riesenhaften Amphitheaters der Pyrenäen, das den Himmel auf seinen Gipfeln zu tragen scheint, bietet von da aus eine entzückende Aussicht. Nur ein Mensch, der statt des Herzens einen Stein in der Brust trüge, könnte kalt, gefühllos dabei bleiben. Darum lieben die Leute von Pau die Pyrenäen so sehr, daß, wer nur kann, einen Ausflug in diese herrliche Gebirgswelt unternimmt. Zu der Zeit, als ich dort war, gehörten alle Ausflüge zu den gefährvollsten Unternehmungen, denn eine spanische Räuberbande, die nach einem harten Kampfe auf spanischem Grund und Boden über unsere Grenze sich geflüchtet hatte, machte die Thäler und Straßen im Gebirge höchst unsicher. Man hatte von vielen Mord- und Raubthaten gehört und es ging die Sage, wer dem schönen Taddeo, dem Hauptmann dieser Räuberbande, in die Hände fielen, sei aller Mühe überhoben, sein Testament zu machen. Von Pau aus hatte man einige Kompagnien Soldaten in die Berge geschickt, um diesen Bösewichten das Handwerk zu legen, und einer dieser, in Abtheilungen das Gebirge durchstreifenden gelang es wirklich nach heftigem Kampfe, sich des schönen Taddeo und einiger Mann seiner Bande zu bemächtigen und nach Pau zu bringen.“

Flandereien am Kamin.

Eine verfehlte Spekulation.

Ein junger Kaufmann hatte vor einiger Zeit die Tochter eines reichen Rentiers geheirathet. Dieser gab seinem Kinde eine werthvolle Ausstattung, aber kein baares Geld mit, vielmehr sollte erst nach dem Tode des alten Herrn das gesammte Vermögen an das junge Ehepaar fallen. Aber das Pärchen brauchte Geld, und zwar viel Geld, und da der Herr Papa nicht zahlen wollte, vielmehr an dem Grundsatz festhielt, der Mann müsse seine Frau ernähren, so verfiel der junge Gatte mit Wissen und Willen seiner Frau auf folgenden Schwindel. Er acceptirte etwa für neuntauſend Mark Wechsel und stellte dieselben derart aus, daß die Papiere bereits fällig waren. Hierauf übergab er die Wechsel einem Bekannten, welcher dieselben gegen ihn einklagen mußte, und zwar mit dem Versprechen, für diese Gefälligkeit seiner Zeit mit dreihundert Mark belohnt zu werden. Die Wechsel wurden denn auch in der That eingeklagt, und der Verklagte rechtskräftig verurtheilt. Auf Veranlassung des Ehemanns begab sich nun dessen Freund, mit den betreffenden gerichtlichen Erkenntnissen versehen, zu dem alten Rentier, präsentirte ihm Klagen, Wechsel und Erkenntnisse, und stellte es ihm anheim, die Wechsel einzulösen, wenn er nicht die Execution in das Mobilien-Vermögen seiner erst verheiratheten Tochter vollstrecken lassen sollte. Der Rentier überzeugte sich von der Echtheit der ihm vorgelegten Dokumente und ersuchte den ihm unbekanntem Herrn, am nächsten Tage wieder zu erscheinen. Nachdem sich der angebliche Gläubiger des Schwiegersohns entfernt hatte, begab sich der alte Herr, der einen Schwindel vermutete, zu seinen Kindern. Dort wurde ihm jedoch nur lediglich bestätigt, was ihm der fremde Herr mitgetheilt hatte, nämlich, daß die Execution im Auszug sei, wenn nicht Zahlung erfolgen würde. Da dies auch die Tochter bestätigte, so fühlte der alte Herr ein menschliches Mitleiden und deckte am nächsten Tage die Schuld, nachdem freilich vorher der Herr Schwiegersohn eine starke Gardinenpredigt hatte mit anhören müssen. Der Freund des Kaufmanns lieferte denn auch nach Empfang des Geldes diesem die erhaltene Summe ab und bat sich gleichzeitig die versprochenen dreihundert Mark aus. Im Besitz des Geldes sich gehend, weigerte sich jedoch zuerst der Kaufmann, überhaupt Etwas zu zahlen, schließlich zahlte er jedoch 150 Mark, mit dem Versprechen, den Rest des Geldes späterhin an den fingirten Gläubiger auszusahlen. Da er jedoch trotz vielfacher Mahnungen seinen Verpflichtungen nicht nachkam, so begab sich der Freund zu dem alten Herrn Rentier und deckte demselben die ganze Geschichte auf. Den alten Herrn hat der ihm von seiner Tochter und seinem Schwiegersohne gespielte Streich derartig alterirt, daß er sein früher aufgesetztes Testament umgestoßen, seine Tochter bis auf das Pflichtheil enterbt und sein ganzes Vermögen einer milden Anstalt vermacht hat. Von diesem Moment an dürfen auch die Kinder nicht mehr zu ihm kommen, die Wohnung des Vaters ist ob dieses Schwindels ihnen verschlossen.

Ein Taschenspielerstückchen.

Zu San Francisco ereignete sich vor einiger Zeit in Maguire's Theater während der Vorstellung des Taschenspieler's Hermann ein interessanter Zwischenfall, der bald hätte üble Folgen haben können. Herr Hermann wollte das bekannte Kunststück mit dem Hut machen und bat die Herren in der Gesellschaft, ihm einen Hut zu leihen. Einer der Gäste aus der vorderen Reihe überreichte dem Taschenspieler seinen neuen Cylinder und sah denselben im nächsten Augen-

blicke flach wie einen Pfannkuchen, da Hermann abichtlich fiel und seinen Schwerpunkt auf den Hut legte. Der Eigenthümer sprang erzürnt auf und machte ihm die bittersten Vorwürfe, doch nahm dieser keine weitere Notiz davon, zerriß den Hut und warf die einzelnen Stücke im Lokale umher. Jetzt aber riß dem Huteigenthümer die Geduld und er begann den Taschenspieler mit seinem Rohrstocke zu verledern. Hermann sprang entrüstet auf die Bühne, ergriff eine Pistole und schoß auf seinen Angreifer; Alles war in wilder Aufregung und suchte aus der Schutzlinie zu kommen, doch blieb der Huteigenthümer unverfehrt; statt dessen fiel aber sein neuer Cylinder auf die Bühne und wurde ihm überreicht. Hermann erklärte hierauf dem Publikum, daß ihm in seiner Praxis eine derartige Flegelrei noch nicht vorgekommen sei, und verlangte Entfernung des Gastes. Derselbe Wunsch wurde an mehreren Stellen laut; verschiedene Fäuste erhoben sich, und unter Pfiffen, Hieben, Stößen und Knuffen wurde der „Gentleman“ an die Lust spedirt. Sein neuer Cylinder war dann wirklich flach wie ein Pfannkuchen.

Eine siebenfache Mordthat.

Eine 44 Jahre alte Frau, Sophie Bouhou, ist von den Assisen zu Bourg zum Tode verurtheilt worden. Nachdem es bereits früher aufgefallen, daß fünf Kinder der Bouhou, welche die Frau eines Herbergwirthes war, im zarten Alter ohne rechte Ursache dahinstarben, wurde neuerdings gegen sie Verdacht rege, als ein sechstes Kind von ihr, sowie eines ihrer Enkelinnen, beide erst wenige Monate alt, mit dem Tode abgingen. Eine Untersuchung wurde angestellt, und man entdeckte, daß beide Kinder ermordet worden, indem eine ruchlose Hand ihnen an tödtlicher Stelle Nadeln in den Körper getrieben hatte; auf gleiche Weise waren, wie sich ferner herausstellte, auch die anderen Kinder getödtet worden. Die Verbrecherin, welche nach einigem Leugnen geständig war, hat die Unthaten aus Furcht verübt, daß ihr die Ernährung ihrer Kinder sowie der zur Waise gewordenen Enkelinnen schwer fallen würde.

Nach den neuesten Zusammenstellungen werden den verschiedensten Glaubensbekenntnissen auf Erden folgende Zahlen von Gläubigen oder doch formell Angehörigen zugeschrieben: Die Christenheit zählt 407,000,000; der Buddhismus gegen 340,000,000; der Mohamedanismus 200,000,000; der Brahmaismus 175,000,000; die Lehre des Confucius 80,000,000; das Judenthum 7,000,000; alle anderen Formen religiösen Glaubens zusammen 174,000,000. Von den christlichen Bevölkerungen der Welt werden 131,007,449 als zum Protestantismus gehörig, 200,339,390 als Römisch-katholische, und 76,390,940 als zu den orientalischen Kirchen gehörig bezeichnet. In der neuen Welt, und zwar wenn man Nord- und Süd-Amerika zusammenfaßt, sind die Römisch-katholischen in der Majorität; sie zählen 50,931,083 gegen 36,036,800 Protestanten und Anhänger verschiedener Sekten.

Ein Schauspieler in einem kleinen Städtchen hatte sein Benefiz. Er wandte ein Zwangsmittel an, das Publikum in's Theater zu bringen. Er ließ nämlich auf dem Anschlagzettel eine Pistole malen und darunter schreiben: „Wahrhafte Abbildung des entsetzlichen Mordgewehres, womit ich mir morgen das Leben nehmen werde, wenn ich mich nicht heute einer sehr guten Einnahme erfreuen kann.“